

JUNGE ERWACHSENE IN DER VEM

**VORURTEILE, RASSISMUS,
DISKRIMINIERUNG**

Reflexionen einer
VEM-Jugendprojektreise

GOTT IST GROSSARTIG

Erwartungen versus Erfahrungen

**»ICH GEHÖRTE DAZU UND
BOTSUANA GEHÖRTE ZU MIR«**

Ein Jahr mit der VEM in Botsuana



Liebe Leserin, lieber Leser,

über Nachwuchsprobleme klagen zurzeit viele. Auch die Shyogwe-Diözese der Anglikanischen Kirche in Ruanda, eine Mitgliedskirche der Vereinten Evangelischen Mission. Die meisten Gemeindeglieder dieser Diözese sind Kinder und Jugendliche. Doch viele von ihnen fehlen in Kirche, Gottesdienst, Sonntagsschule oder im Chor.

Das wollte die Shyogwe-Diözese nicht länger hinnehmen. Aber wie erreicht man als Kirche Kinder und Jugendliche? Indem man sie dort abholt, wo sie anzutreffen sind. Beispielsweise auf dem Fußballplatz. So hat die Shyogwe-Diözese den Jugendfußball-Wettbewerb »Tubashake« organisiert. (»Tubashake« ist in der Sprache Kinyarwanda ein Infinitivsatz und bedeutet: »Lasst uns die Jugendlichen suchen und zusammenbringen!«) Und die Shyogwe-Diözese hat sogenannte »GO Teams« gebildet (Gospel Outreach Teams – Evangeliumvor-Ort-Teams), die mit Kindern und Jugendlichen Fußball spielen und so ganz nebenbei den Jugendlichen die Frohe Botschaft näherbringen. Es gibt also viele Möglichkeiten, Gottes Wort auf Erden weiterzugeben. Warum also nicht auch mal an einem ungewöhnlichen Ort wie dem Fußballplatz?

Mit dem Fußball hat die Shyogwe-Diözese eine Plattform gefunden, Kinder und Jugendliche wieder für die Kirche zu begeistern. Sie sind schließlich die Zukunft der Kirche.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre!



Brunhild von Local

Brunhild von Local, Redakteurin

Titel: © Foto: Lisa Bergmann / VEM

Porträt Seite 2: © Fotostudio Kepper / VEM

© Foto Seite 2: Werner Blauth / VEM

© Foto Seite 2-3: Homar Distajo / VEM

© Foto Seite 3: Friedrich Tometten / VEM

© Karte: Peter Philipps / MediaCompany



13

JUNGE ERWACHSENE IN DER VEM

04 BRENNPUNKT

05 INTERNATIONALES JUGENDPROJEKT DER VEM

- Reflexionen einer 14-tägigen Sri-Lanka-Reise
- »Compassion first« – Mitgefühl zuerst
- Gemeinsam Rassismus überwinden
- Perspektive wechseln

09 PRO UND KONTRA

Politisch korrekte Sprache

10 »ICH GEHÖRTE DAZU UND BOTSUANA GEHÖRTE ZU MIR«

Ein Jahr mit der VEM in Botsuana

11 GOTT IST GROSSARTIG

Erwartungen versus Erfahrungen

12 INTERVIEW

Verliebt in die Sprache

Im Gespräch mit der ehemaligen

VEM-Freiwilligen Gethsemane Kezia Bejathiu



13 MEHR ALS EIN EXOTISCHES ANDERSWO
Abschied von Afrika-Klischees und Vorurteilen

16 MEDITATION

18 ENTWICKLUNG
Eine Perspektive für die Zukunft
Anglikanische Kirche in Ruanda betreut
Flüchtlingsfamilien in Kigeme

20 ENTWICKLUNG
Abfallmanagement für den Umweltschutz
in Ruanda
Wenn Abfälle dort sortiert werden, wo sie
entstehen, ist ihre weitere Behandlung und
Beseitigung einfacher und billiger

23 AUF EIN WORT
Eine schwingvolle Kraft

LEBEN IN DER VEM

24 EVANGELISATION

»Es gärt im Bauch«
Über das Abenteuer, die Bibel in die Yali-Sprache
zu übersetzen

26 EVANGELISATION

Interkulturelle Seelsorge bereichert und verbindet
Solinger Krankenhauseelsorgerin tauscht sich mit
afrikanischen Kollegen aus

27 AUS DEN REGIONALBÜROS

Daressalam
Medan
Wuppertal

28 SCHWESTERGEMEINSCHAFT

29 PROJEKTE UND SPENDEN

Training für Start-ups auf Java

RUBRIKEN

30 SERVICE: Ausstellungstipp

31 IMPRESSUM

**32 PROJEKT: Junge Menschen brauchen
Zukunftsperspektiven**

JUNG, ABER ERWACHSEN?! JUNGE ERWACHSENE IN DER VEM

Von Sarah Vecera

Wo endet die Jugend und wann fängt das Erwachsensein an? Das achte Sozialgesetzbuch hat eine klare Antwort auf die Frage: Von 14 bis 17 Jahren ist man jugendlich, von 18 bis 27 Jahren eine junge Volljährige bzw. ein junger Volljähriger und danach bleibt nur noch das Erwachsenen-Dasein. Die Grenzen haben sich jedoch verschoben. Der Lebenslauf ist heute mehr in Bewegung. Erst vor ein paar Jahrzehnten etablierte sich der Begriff »junge Erwachsene«: Menschen, die sich zwischen Jugendphase und Familiengründung befinden. Nicht mehr ganz so jung und noch nicht erwachsen. Der erste Job, die eigenen vier Wände, Heirat und Kinder. Vor nur wenigen Generationen sah so die klassische Reihenfolge direkt im Anschluss an den Schulabschluss aus. Heute verzögert sich all dies bis ins vierte Lebensjahrzehnt. Junge Menschen haben viele Möglichkeiten: etwa ein Studium, das sie länger abhängig von den Eltern und später selbstständig macht. Es gibt so viel zu erleben und zu entdecken, bevor man sich niederlässt. Dabei ist der Wechsel von der Jugend zum Erwachsenenalter nicht mehr punktuell zu benennen. Hinzu kommt, dass es nicht mehr den Idealtyp einer Biografie gibt, sondern viele Möglichkeiten, das eigene Leben zu gestalten.

GENERATION MAYBE

Oliver Jeges nennt junge Menschen in seinem gleichnamigen Buch »Generation Maybe«. »Generation Vielleicht« beschreibt das Dilemma junger Erwachsener heutzutage. Einerseits wird die Welt anspruchsvoller und fordert mehr Kompetenz und Flexibilität. Andererseits will die »Generation Vielleicht« eigentlich gar nicht erwachsen werden, weil bei so vielen Möglichkeiten gleichzeitig die Angst vor dem Scheitern wächst. Trotzdem ist diese Generation besser ausgebildet als jede andere Generation zuvor. Die sogenannten »Maybes« können zwar nur schlecht Entscheidungen treffen und sich festlegen, aber egal was sie wollen, es ist nur einen

Mausklick entfernt. Die Kompetenz, in der medialen Welt zu Hause zu sein, bietet vor allem den jungen Erwachsenen in Afrika, Asien und Deutschland ganz neue Möglichkeiten, miteinander Gemeinschaft zu leben. Nun kann man kritisieren, dass die jungen Leute nur am Handy hängen, sprunghaft scheinen und keine Verantwortung übernehmen möchten, aber ändern wird man sie nicht.

Wir sollten uns eher darauf einlassen und eine Chance darin sehen. Für die »Maybes« ist diese Lebenshaltung nämlich kein Problem. Sie werden im Durchschnitt älter als die Generationen zuvor und vermutlich werden sie auch bedeutend länger im Berufsleben sein. So kann man sich zum Leben heutzutage auch Zeit nehmen. Und das tun junge Erwachsene in der VEM in allen drei Regionen. Sie nehmen sich Zeit, Kirche neu zu denken, kritisch zu hinterfragen, setzen neue Medien gekonnt ein. Sie sind auf der Suche nach attraktiven Möglichkeiten, ihre Leidenschaft und Talente auszuleben, und schauen, wo sie gebraucht werden. Sie wollen wahrgenommen und gesehen werden. Halten Ausschau nach authentischen Vorbildern und Orientierung. Sie möchten Teil der VEM-Gemeinschaft sein und diese mitgestalten.

Nie zuvor war es für unsere Kirchen so wichtig, auf diese Menschen zu hören, denn die Beobachtung, dass junge Erwachsene sonntags weniger in Gemeinden gesehen werden, trifft auf all unsere drei Regionen zu. Die Kirchen sterben ohne die »Maybes« – so abwesend sie auch scheinen, wenn sie auf ihr Handy blicken, so sehr sind sie oft gerade dann in den Kirchen dabei und vielleicht dadurch sogar einen Schritt weiter als die ältere Generation.

In der VEM schaffen wir es – gegen den kirchlichen Trend –, junge Erwachsene zu erreichen. Lassen Sie uns daher gemeinsam gut zuhören, was diese Menschen verändern möchten, damit wir uns auch sonntags in den Gemeinden wiedersehen!



Sarah Vecera (zurzeit in Elternzeit) ist stellvertretende Leiterin der Region Deutschland und Referentin für das Netzwerk Junge Erwachsene / Erwachsene.

INTERNATIONALES JUGENDPROJEKT DER VEM

Miriam Albrecht und Hannah Schwab aus Essen, Katherine Juliani aus Jakarta, Indonesien, Paulin Mugisho aus Goma, Demokratische Republik Kongo berichten, was sie als Teilnehmende dieses Projektes erlebt und mit in ihre Heimat genommen haben.

Reflexion einer 14-tägigen Sri-Lanka-Reise

Von Miriam Albrecht

»Sri Lanka ist atemberaubend – der Tee ist einwandfrei, die Leute sind freundlich, die Kirche sehr nett. Das Wetter ist immer schön, am Strand kann man gut relaxen und das Essen ist himmlisch scharf. Ihr müsst da auch echt bald mal hin!«

Dies waren die Worte einer der 14 jungen Erwachsenen, die am diesjährigen Internationalen Jugendprojekt in Sri Lanka teilgenommen haben. Sie selbst stellte allerdings schnell fest: Nach den vielfältigen Erfahrungen, die sie dort gesammelt hat, sind das nicht mehr ganz die Worte, die sie benutzen würde, um ihren Freunden von diesem Erlebnis zu berichten.

Vierzehn Tage lang beschäftigten sich die Teilnehmenden mit dem Thema »Prejudices, Racism and Discrimination - Raise Awareness and Take Action!« und reisten einmal quer über die Insel, um sich mit den Zusammenhängen von Vorurteilen, Diskriminierung und Rassismus auseinanderzusetzen. Gastgebende Kirche war die Methodistische Kirche von Sri Lanka. Geleitet und geplant wurde das Projekt von einem dreiköpfigen internationalen Team. VEM-Programmreferent Homar Distajo begleitete die jungen Erwachsenen.



Neben dem Entwickeln von eigenen regionalen Projekten zum Thema war ein Ziel auch, etwas von der Geschichte Sri Lankas und der Arbeit der Kirche vor Ort zu lernen. Durch die intensive Zeit mit Jugendlichen und Pfarrern aus der Kirche bekamen die Berichte über den lange herrschenden Bürgerkrieg zwischen den Singhalesen und Tamilen in Sri Lanka eine ganz persönliche Note. Dass dieser Krieg noch bis heute Auswirkungen auf das tägliche Leben der Bevölkerung hat, und die Erkenntnis, dass es in vielen Heimatländern der Teilnehmenden ähnlich aussieht, führte zu intensiven, bewegenden Gesprächen in der Gruppe.

Mit eigenen Augen zu sehen und zu erleben, wie die Kirche ein Vorbild für Versöhnungsarbeit und die Überwindung von Differenzen zwischen den vielen ethnischen Gruppen Sri Lankas ist, war wohl nur ein Grund, warum die Urheberin des oben genannten Zitats ihre Denk- und Berichtsweise über Sri Lanka bei ihrer Rückkehr überdacht hat. ■



Miriam Albrecht hat von September 2017 bis März 2018 ein studienbezogenes Praktikum bei der Region Deutschland gemacht.

»Compassion first« – Mitgefühl zuerst

Von Katherine Juliani

Ich bin in einer Mittelschichtsfamilie in der Hauptstadt eines friedlichen und demokratischen Landes zur Welt gekommen und habe daher, wie es mir schien, immer im Frieden gelebt. Als Teil einer Minderheitsgruppe hörte ich manchmal Geschichten von Kirchen, die geschlossen wurden, oder von anderen Christen, die angegriffen wurden. Das habe ich jedoch nie mit eigenen Augen gesehen. Ich habe Feindseligkeiten gegenüber »anderen Menschen« – Menschen, die anders waren – erlebt, aber ich habe nie eingegriffen, da es keine »engen« Freunde von mir waren.

Diese Sicht der Dinge wurde infrage gestellt, als ich die Möglichkeit hatte, an dem Jugendcamp zum Thema »Prejudices, Racism and Discrimination – Raise Awareness and Take Action!« teilzunehmen. Wir waren im Land unterwegs, um den Konflikt zu verstehen, unter dem Sri Lanka so lange gelitten hatte, und um verschiedene Programme kennenzulernen, mit denen die Methodistische Kirche von Sri Lanka (MC-SL) zur Friedenskonsolidierung beiträgt. Rassismus und Diskriminierung waren wesentliche Kriegsursachen.

Es ist tatsächlich unmöglich, diese Erfahrung mit Worten zusammenzufassen, doch ich möchte hier gerne drei wichtige Erkenntnisse über die Bekämpfung von Vorurteilen und Diskriminierung nennen, die wir anhand des Gleichnisses vom Barmherzigen Samariter gewonnen haben.

Erstens: Frieden ist nicht die Abwesenheit von Krieg. So wie der Priester und der Levit im Gleichnis vom Barmherzigen Samariter sind auch wir oft so sehr mit unseren eigenen Interessen beschäftigt, dass wir nicht sehen, was unserem Nächsten widerfährt. Vielleicht gehören wir zu den Privilegierten oder, im schlimmeren Fall, zu denjenigen, die dafür verantwortlich sind, dass sich die Situation nicht ändert. Wenn wir jedoch unser Ego zurückstellen und uns umsehen, so wie der Samariter, dann können wir erkennen, dass das Problem tatsächlich direkt vor uns liegt. Für mich persönlich heißt das: Erst nachdem ich mehr als 3.000 Kilometer gereist war, von Jakarta nach Colombo, verstand ich endlich, dass Christen in meinem demokratischen Land immer noch unterdrückt werden.

Zweitens: Mitgefühl, Mitgefühl und Mitgefühl. Vorurteile und Rassismus haben ihren Ursprung in unserem Herzen und un-



Besuch im Zentrum für Menschen mit Behinderungen der methodistischen Kirche

© Foto: Sophia Armonies / VEM

serem Denken. Wenn wir unser Herz verschließen, lassen wir auch zu, dass wir sofort negative Urteile über »andere« Menschen fällen. In Sri Lanka zum Beispiel wurde der Ausbruch des Konflikts dadurch begünstigt, dass man begann, zwischen »uns« und »ihnen« zu unterscheiden. Das ist wirklich eine ernste Mahnung für mein Land, wo die Intoleranz zwischen der »Minderheit« und der »Mehrheit« weiter zunimmt. Da sich diese Situation leicht zu einem Konflikt entwickeln kann, müssen wir alle dazu beitragen, dass Mauern abgebaut werden, zum Beispiel indem wir die Vielfalt der Identitäten und Meinungen schätzen und fördern. Die Geschichte vom Barmherzigen Samariter hat uns daran erinnert, dass wir anderen Menschen völlig unabhängig von ihrer Identität mit Mitgefühl und Barmherzigkeit begegnen müssen.

Und zum Schluss: Nächstenliebe geht über Worte hinaus, sie erfordert konkretes Handeln. Wenn ich die für mich wichtigste Erkenntnis der ganzen Reise hervorheben darf, dann ist das die entscheidende Lektion, die ich vor allem von der Methodistischen Kirche von Sri Lanka gelernt habe. Ich war sehr beeindruckt zu erfahren, dass das Programm der MC-SL nicht nur Christen zugutekommt. Jesus sagt im Gleichnis vom Barmherzigen Samariter: »So geh hin und tu desgleichen«. Das hat mich daran erinnert, ja das war sogar eine Aufforderung an mich, die Liebe, die Jesus uns gelehrt hat, auch selbst in die Tat umzusetzen und nicht nur davon zu sprechen. ■



Katherine Juliani ist Sonntagsschullehrerin in Jakarta und Jugendkoordinatorin ihrer Kirche GPKB.

© Foto: Sophia Armonies / VEM

Gemeinsam Rassismus überwinden

Von Paulin Mugisho

Die Studienreise war eine aufregende Erfahrung und eine Gelegenheit, die Traditionen und die Kultur in Sri Lanka kennenzulernen. Vierzehn junge Leute aus Mitgliedskirchen der Vereinten Evangelischen Mission in Afrika (Demokratische Republik Kongo, Ruanda und Tansania), Asien (Indonesien und Philippinen) und Europa (Deutschland) nahmen daran teil.

Sri Lanka zählt zu den Staaten mit einer noch jungen Unabhängigkeit. Es herrscht eine große soziale Ungleichheit, auch bei der Einkommensverteilung im Land. Das führt dazu, dass sich viele Menschen diskriminiert fühlen. Sie wünschen sich Hilfe von der Regierung, doch diese ist nicht in der Lage, auf die Klagen der Bevölkerung einzugehen, denn sie ist selbst aktiv an der Diskriminierung beteiligt. Darum sind die Menschen mit der Regierung unzufrieden.

Die MC-SL setzt sich gemeinsam mit anderen Gemeinschaften dafür ein, »Vorurteile, Rassismus und Diskriminierung« unter der Bevölkerung zu überwinden. Die Kirchen könnten jedoch mehr erreichen, wenn sie größtmögliche Unterstützung von der politischen Führung erhalten würden.

Das Land Sri Lanka und das, was ich dort erlebt habe, inspirieren mich sehr und bestärken mich in meiner Arbeit mit Kindern und Jugendlichen, denn sie sind die Hoffnung und die Führungskräfte von morgen. Nun fühle ich mich in meinem eigenen Land noch mehr dazu herausgefordert, den Menschen Hoffnung zu geben und für diejenigen Friedensstifter zu sein, die wegen ihrer Zugehörigkeit zu einer Minderheitsgruppe unterdrückt und diskriminiert werden. Die Überwindung von Vorurteilen, Rassismus und Diskriminierung erfordert ein gezieltes Engagement in Zusammenarbeit mit Kirchenführern und der Regierung. Auch in schwierigen Zeiten in unserem Land ist unsere Hoffnung, dass »die Situation morgen besser sein wird, als sie heute ist«.

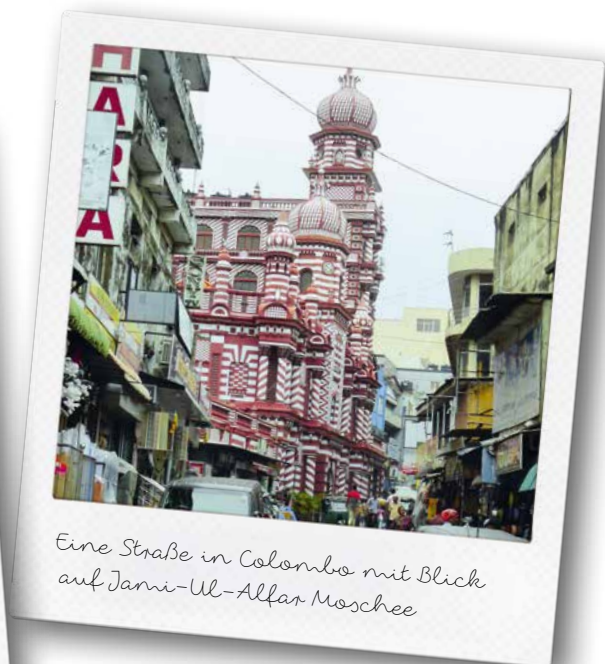


Paulin Mugisho hat als Süd-Nord-Freiwilliger der VEM 2013 – 2014 das Team des Weigle Hauses in Essen unterstützt. Heute ist er Leiter der Kinder- und Jugendarbeit in seiner Kirche, der Baptistischen Kirche in Zentralafrika, CBCA.

© Foto: Paulin Mugisho / VEM



Die Stupa Ruwanwelisaya in der heiligen Stadt Anuradhapura



Eine Straße in Colombo mit Blick auf Jami-Ul-Alfar Moschee

© Fotos: Sophia Armonies / VEM

Perspektive wechseln

Von Hannah Schwab

Was hat das Thema unseres Projektes, Vorurteile, Rassismus und Stereotype, mit Deutschland zu tun? Manche Menschen würden wohl sagen: nichts, denn wir haben doch aus der Vergangenheit gelernt und sind jetzt offen für jede und jeden, so wie sie oder er ist. Hört man jedoch genauer hin, merkt man, dass das eine Illusion ist. Die deutsche Sprache hat zahlreiche Ausdrücke und Redewendungen, die Stereotypen bestärken, Vorurteile vertiefen oder rassistische Strukturen aufrechterhalten.

Stereotype und Vorurteile gegenüber Menschen aus einer anderen sozialen Schicht als der eigenen, gegenüber anderen Religionen, Frauen und Menschen, die nicht so aussehen, wie manche es »typisch deutsch« erwarten. So sind Vorurteile, Stereotype und Rassismus Alltag für viele Menschen, denn andere begegnen ihnen damit. Vielleicht geschieht dies bewusst, manchmal werden Vorurteile aber auch unreflektiert reproduziert. Deswegen ist es mir umso wichtiger, ein Bewusstsein dafür zu schaffen, wie wir über andere Menschen denken und urteilen.

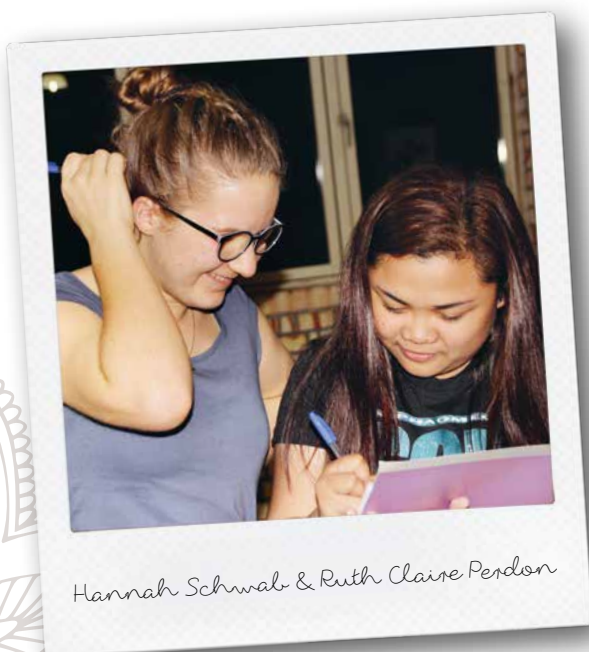
Im Internationalen Jugendprojekt (International Youth Project, IYP) hatte ich die Chance, meine Perspektive zu wechseln. In Deutschland gehöre ich zur Mehrheit und genieße alle Vorteile, die sich daraus für mich ergeben. In Sri Lanka haben wir uns jedoch mit der Geschichte der Minderheit beschäftigt. Einer Geschichte voller Vorurteile, Stereotype und Rassismus, die zu dem schrecklichen Bürgerkrieg geführt hat. Und auch andere Teilnehmende gehörten zu der Minderheit in ihren Ländern, wie zum Beispiel die Christen in Indonesien. Mir ist besonders aufgefallen, wie wichtig es ist, wer eine Geschichte erzählt, und dass wir uns nicht alle Seiten anhören.

Diese Berichte zu hören und zu erfahren, wie den Menschen mit Vorurteilen begegnet wird, hat meinen Blick dafür geweitet und mich sensibel dafür gemacht, wie wir in Deutschland auf Menschen schauen, die wir meist aufgrund ihrer Nationalität, ihres Aussehens oder auch Religion der Minderheit zuordnen. Vorurteile, Rassismus und Diskriminierung spielen in Deutschland aber auch eine Rolle über die eigenen Grenzen hinaus. Sie bestimmen in großen Teilen das Denken und Berichten über Afrika und Asien und auch die Bilder, die viele über Länder dieser Kontinente im Kopf haben.

Durch die Begegnungen im IYP mit den anderen Teilnehmenden und den jungen Erwachsenen aus Sri Lanka kann ich jetzt erst recht neue Geschichten und Erfahrungen mit Freunden erzählen, die sich auf keinen Fall auf Vorurteile und Stereotype reduzieren lassen!



Hannah Schwab war von 2016 – 2017 im Rahmen des Nord-Süd-Freiwilligenprogramms der VEM in Lutindi, Tansania.



Hannah Schwab & Ruth Claire Perdon

© Foto: Homar Distajo / VEM

© Foto: Paulin Mugisho / VEM

POLITISCH KORREKTE SPRACHE?

© Foto: Ramona Heitmann / VEM



»Wer hat Angst vorm schwarzen Mann?« – Darf man dieses alte Kinderspiel noch so nennen? Darf man noch ein »Zigeunerschnitzel« im Restaurant bestellen oder lieber ein »Schnitzel nach Art einer mobilen ethnischen Minderheit«? – Dieses Gericht steht so auf der Speisekarte einer Kölner Brauerei. Ist »Schwarzfahren« noch erlaubt? Ehemalige Begriffe wie »Mohrenkopf«, »Negerkuss«, »Negerkönig«, »Schwarzer Peter«, »Rothaut« sorgen immer wieder für Diskussion. Wer darf eigentlich sagen, wann eine Bezeichnung rassistisch, diskriminierend und verletzend oder politisch korrekt ist?

© Foto: privat



PRO

Von Baraka Lwakatare

Ich glaube, Rassismus besteht darin, dass manche Menschen glauben, bestimmte Menschen seien aufgrund ihrer Hautfarbe oder anderer Merkmale minderwertig, und dass sie ihnen bestimmte Verhaltensweisen und Charaktereigenschaften zuschreiben. In der deutschen Sprache wird die Farbe »schwarz« grundsätzlich mit negativen Eigenschaften verbunden. Das Kinderspiel »Wer hat Angst vorm schwarzen Mann« beispielsweise stellt eine »schwarze« Person als Schreckensfigur dar. »Schwarz« ist die einzige Eigenschaft dieses Menschen, der unheimlich und böse ist und Angst verbreitet. Diskriminierende Sprache ist verletzend, weil sie Begriffe verwendet, die in der Vergangenheit benutzt wurden, um ein Volk zu unterdrücken, zu versklaven und / oder zu töten. Diskriminierende Begriffe müssen vermieden werden. Es geht darum, sensibler und differenzierter mit der Sprache umzugehen und keine Entschuldigungen wie »ich habe es nicht so gemeint« oder »ich habe nie darüber nachgedacht« achtlos zu formulieren. Diejenigen, die eine verletzende Sprache überwinden möchten, sollten sich über den Zusammenhang von Sprache und Rassismus, also über mögliche rassistische und diskriminierende Begriffe informieren und eine Sprache wählen, die nicht verletzend ist. ■

Baraka Lwakatare arbeitet seit Juni 2018 als Trainee in der Abteilung Finanzen und Verwaltung der VEM. Er ist zuständig für Fundraising und Drittmittelfinanzierungen.

KONTRA

Von Annette Lübbers

Nein, politisch korrekt sind manche Wörter nicht. Angesichts von Kolonialismus und Rassismus tut jeder von uns gut daran, auf Begrifflichkeiten wie »Negerkuss« und »Zigeunerschnitzel« zu verzichten. Einerseits. Andererseits sorgt erst die Haltung eines Menschen dafür, ob aus solchen Namensgebungen tatsächlich Beleidigungen werden. Ein Dreikäsehoch, der sich auf einen klebrigen »Negerkuss« freut, ist nämlich weit davon entfernt, Afrikaner herabwürdigen zu wollen. Eine negative Aufladung erhalten Begriffe wie diese erst, wenn sie zum Beispiel von einem Hooligan im Fußballstadium benutzt werden. Entscheidend ist also nicht der Begriff, sondern die Haltung, die dahintersteht. Natürlich ist es richtig und wichtig, sich bewusst zu machen, was Menschen anderer Kulturkreise mit Begriffen assoziieren, die wir achtlos benutzen. Trotzdem: Mehr Humor und weniger Verbissenheit sind immer hilfreich. Humor, wie ihn ein kleiner Äthiopier bewies. Als eine Konfirmandengruppe mal besonders nervte, erklärte die Theologin spontan: »Ihr könnt hier so lange sitzen, bis ihr schwarz werdet.« Worauf der Kleine aufstand und grinsend sagte: »Wunderbar, dann kann ich ja schon mal gehen.« Eine Reaktion, die nicht nur Humor beweist, sondern auch Souveränität. Beides könnten unsere internationalen Debatten vertragen – auf beiden Seiten. ■

Annette Lübbers ist freie Journalistin.

»ICH GEHÖRTE DAZU UND BOTSUANA GEHÖRTE ZU MIR« EIN JAHR MIT DER VEM IN BOTSUANA



Von Julia Waczynski

Die kleine Propellermaschine befand sich im Landeanflug und meine Aufregung stieg. Aus dem Fenster konnte ich erste Ausschnitte der Landschaft erblicken. Als ich aus dem Flugzeug stieg, schlug mir eine sehr trockene und warme Luft entgegen. Die Sonne brannte auf meiner Haut und ich konnte nicht anders, als zu grinsen. Nun ist es wirklich so weit, ein Jahr voller Überraschungen, ungewohnter Situationen und mit vielen Eindrücken wartet auf mich. Willkommen in Botswana, Julia – dein neues Zuhause für die nächsten zwölf Monate ...

Wenn ich auf meinen Freiwilligendienst zurückblicke, dann schießen mir Tausende von Gedanken, Bildern und Situationen durch den Kopf. Ein fremder Ort ist mir vertraut geworden. Oft liege ich in meinem Bett und höre aufgenommene Choralieder des Gottesdienstes und schaue mir Fotos an, auf denen all die Menschen abgebildet sind, die in mein Leben getreten sind. Wenn ich es nicht mehr aushalte, schnappe ich mir mein Telefon und rufe meine Freunde oder meine Gastfamilie an. Dann fühlt es sich für einen Moment so an, als wären wir nicht Tausende von Kilometern getrennt.

Niemals zuvor hätte ich gedacht, dass ich mich mit meinem Einsatzort so verbunden fühlen würde. Ich liebe die entwickelten Gewohnheiten, die vielen Spazier-

gänge, die Begegnungen mit verschiedenen Menschen und das Gefühl, mit allen Abläufen und Vorgängen vertraut zu sein. Sogar die im Winter sehr trockene Landschaft habe ich in mein Herz geschlossen. Zum Ende meines Freiwilligendienstes habe ich mich kaum noch fremd gefühlt, vielmehr gehörte ich dazu und

Botswana gehörte zu mir. Das größte Geschenk sind die vielen lieben Menschen, die ich treffen durfte und die mein Jahr ganz besonders gemacht haben. Es sind Freundschaften entstanden, wenn nicht sogar familienähnliche Beziehungen.

Ich denke, dass mich dieses Jahr unglaublich viel gelehrt hat. Was für mich sehr zentral ist und war, ist die Erfahrung, wie es ist, fremd in einem Land zu sein, sowie die Gefühle, die dadurch ausgelöst werden. Heimweh, Einsamkeit, das Gefühl, nicht oder falsch verstanden zu werden, sich nicht verständigen zu können. All das sind neben den wunderschönen Erfahrungen, die ich machen durfte, Eindrücke, die auch mein Jahr geprägt haben. Ich glaube, dass genau diese Erfahrungen mich weitergebracht haben, denn so habe ich die Chance, Menschen in genau dieser Situation besser zu verstehen. Ich versuche, diese Erfahrungen in meine Arbeit als Erzieherin in einer Wohngruppe für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge miteinfließen zu lassen. Und ich habe das Gefühl, dass es mir in vielen Situationen bereits geholfen hat.

Nein, nach diesem Jahr bin ich keine Afrikaspezialistin. Ich war nicht besonders mutig und erst recht habe ich den Menschen nicht geholfen, denn meist war ich diejenige, der geholfen werden musste.

Ich habe aber gelernt, wie unglaublich viel man voneinander lernen kann. Ich freue mich, weiterhin neue Menschen kennenzulernen, die vielleicht andere Erfahrungen gemacht haben, die in anderen Ländern oder Kulturen aufgewachsen sind, und finde es sehr bereichernd, sich zu begegnen. In einer Gesellschaft, in der die Angst vor dem Fremden viel zu präsent ist, wünsche ich mir viel mehr Menschen, die offen dafür sind und tolerant, denn wir haben die Chance, so unglaublich viel voneinander zu lernen, wenn wir es nur zulassen! ■



Julia Waczynski hat von 2016 – 2017 im Rahmen des Nord-Süd-Freiwilligenprogramms der VEM die Kinder und Jugendlichen im »Kgothatso Orphan Care Centre« (HIV und Aids-Waisenhaus) in Gaborone, Botswana, betreut.



GOTT IST GROSSARTIG ERWARTUNGEN VERSUS ERFAHRUNGEN

Von Wing Kei Pat

Von April 2015 bis Mai 2016 verbrachte ich ein Freiwilligenjahr in Deutschland. Dieses großartige Jahr in Deutschland wirkt sich immer noch jeden Tag auf mein Leben aus. Wenn ich erzählen soll, was für mich die wichtigste Lektion in Deutschland war, muss ich an mein erstes VEM-Seminar in Hohenstein zurückdenken. Es war ein Einreiseseminar für uns zehn, die wir gerade aus unterschiedlichen Ländern nach Deutschland gekommen waren. Wir wurden gebeten, aufzuschreiben, welche Erwartungen wir an dieses Freiwilligenjahr hatten und was andere in diesem Jahr von uns erwarteten. Anschließend sollten wir alle diese Erwartungen durchstreichen, weil wir hier in Deutschland waren, um Erfahrungen zu machen, aber nicht, um unsere eigenen Erwartungen und die anderer zu erfüllen. Ich erinnere mich, wie schwer es mir fiel, dieser Aufforderung zu folgen und all die Erwartungen durchzustreichen, die ich aufgeschrieben hatte. Ich fragte mich: Soll ich wirklich nicht von mir verlangen, nach zwölf Monaten fließend Deutsch zu sprechen? Soll ich wirklich nicht alles geben, um deutschen Jugendlichen Gottes Liebe und Worte nahezubringen? Warum bin ich dann hier, wenn ich nach zwölf Monaten nichts davon erreicht haben werde? Das war ein völlig neuer Gedanke für mich.

In Hongkong lebt jeder dafür, die eigenen Erwartungen und die der anderen zu erfüllen. Dieses Prinzip, Leben einfach zu erfahren, zu erleben, war mir noch nie begegnet! Dieser Leitgedanke hat mir in meinen zwölf Monaten Freiwilligendienst sehr geholfen. Ich beschloss, keine Deutschprüfung zu machen. Ursprünglich hatte ich vorgehabt, mit einem Deutsch-Zertifikat nach Hongkong zurückzukehren. Wenn ich frei hatte, blieb ich daher nicht einfach zu Hause, um Deutsch zu lernen und die deutsche Grammatik zu üben. Stattdessen besuchte ich verschiedene Gemeinden und lernete unterschiedliche Gottesdienstformen und die diversen

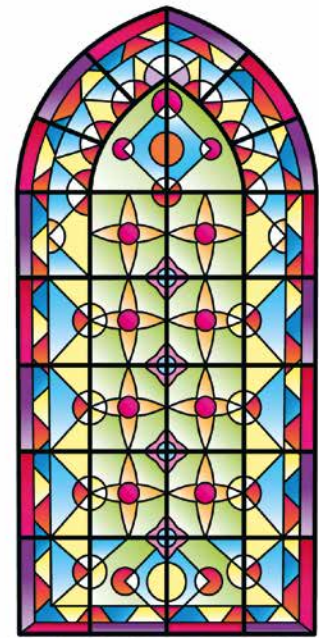
kreativen Aktivitäten kennen, mit denen die Gemeinden Kinder oder ältere Menschen in die Gemeinschaft einbeziehen wollen. Ich besuchte sowohl englische als auch deutsche Gruppen, um zu erfahren, wie Christinnen und Christen in unterschiedlichen kulturellen Kontexten sich gegenseitig unterstützen. In Deutschland zünden die Menschen gerne Kerzen an, als Symbol für Gottes Gegenwart. Sie wählen ein Buch, lesen es jeder für sich und diskutieren es kapitelweise.

Nachdem ich meine ursprünglichen Erwartungen zurückgestellt hatte, achtete ich darauf, meine Zeit in Deutschland gut zu nutzen. Ich versuchte, so viele Eindrücke wie möglich zu sammeln. Nach zwölf Monaten hatte ich mehr als zwölf deutsche Städte kennengelernt, den Sonntagsgottesdienst in mehr als 20 Gemeinden besucht, mit Jugendlichen die Bibel gelesen, eine einfache Predigt auf Deutsch gehalten und im Kindergarten biblische Geschichten erzählt. Alle diese Erfahrungen zeigten mir, dass ich Dinge tun kann, die ich mir zunächst nicht zugetraut hätte – ich muss es nur versuchen. Das hat meine Zeit in Deutschland stark geprägt.

Immer wieder erinnerte ich mich an das, was ich auf dem VEM-Seminar gelernt hatte. Das half mir sogar, als ich nach Hongkong zurückkehrte und noch unsicher war, in welche Richtung ich beruflich gehen sollte. Ich wollte einfach erleben, wie Gott mich führte. Das gab mir viel Kraft für die schwierige Zeit, als ich nach der Rückkehr nach Hongkong mein Leben neu ordnen musste. Ich hätte nie gedacht, dass dieses VEM-Seminar einen so großen Einfluss auf meine Zeit in Deutschland, mein Leben in Hongkong und sogar auf Jugendliche in Hongkong haben würde. Gott ist großartig! ■



Wing Kei Pat, kurz Bancake, ist Mitglied der Chinesisch-Rheinischen Kirche, Hongkong und war Teilnehmerin des VEM-Süd-Nord-Freiwilligenprogramms 2015 – 2016.



© Illustration: LANTERIA / shutterstock.com

© Foto: Carolin Daubertshäuser / VEM

VERLIEBT IN DIE SPRACHE

Im Gespräch mit der ehemaligen VEM-Freiwilligen
Gethsemane Kezia Bejaxhiu

Im Laufe der Jahrzehnte haben sich viele freiwillige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Auftrag der Vereinten Evangelischen Mission in Deutschland ganz besonderen Herausforderungen gestellt. Einige haben Sie, liebe Leserinnen und Leser, in unseren Publikationen näher kennengelernt. Manch einer wird sich fragen: Was macht eigentlich diese oder jener Freiwillige heute? GETHSEMANE KEZIA BEJAXHIU aus der indonesischen Stadt Malang ist eine von ihnen, die nach ihrem Bachelor-Abschluss in Germanistik als VEM-Freiwillige Deutschland kennengelernt hat. Im Frühjahr 2013 ist sie als Süd-Nord-Freiwillige der VEM zum ersten Mal nach Deutschland gekommen. Ein Jahr lang hat sie im Team des internationalen Gottesdienstes, in der Kinder-Kreativgruppe und im Seniorenkreis mitgearbeitet. Was die 28-Jährige seitdem gemacht hat, hat sie BRUNHILD VON LOCAL im Gespräch erzählt.

Was hat Sie geprägt?

Alles, was ich seit meiner Geburt erlebt habe. Das ist immer meine Antwort auf diese Frage. Vielleicht auch die kontinuierliche fleißige Arbeit und die Plackerei im Sport, die zum Erfolg führen und die letztlich bei der Karriere helfen. In Indonesien bin ich fünfmal die Woche zum Fitnessstraining gegangen und konnte die ersten zwei Jahre bis zu 75 Kilogramm stemmen. Ohne Fleiß kein Preis, sagt das Sprichwort.

Was waren Ihre Motive, für eine bestimmte Zeit als Freiwillige der VEM zu arbeiten?

Ich bin nur meinem Herzen gefolgt. Nach meinem Bachelor-Abschluss in Germanistik auf Lehramt fürs Gymnasium in Malang – mit dem Schwerpunkt Deutsch als Fremdsprache – hatte ich viele Möglichkeiten. Auch meine Eltern hatten Vorschläge und Ideen für meinen weiteren beruflichen Werdegang. Ich bin lediglich meinem Herzen gefolgt und wollte unbedingt dieses freiwillige Jahr bei der VEM machen.

Wie sind Sie zum Germanistikstudium gekommen?

Anfangs habe ich die deutsche Sprache mit den Augen meines Vaters gesehen. Er hat mir gesagt, dass das eine tolle, schöne Sprache sei, die keine Artikel kenne. So wie die englische Sprache. Als ich dann anfing, Deutsch zu lernen, habe ich festgestellt, dass es drei Geschlechter und zwei Artikel gibt. Ich habe mich dennoch in die deutsche Sprache verliebt. Ich mag einfach Sprachen und spreche neben meiner Muttersprache Indonesisch noch Javanisch und Englisch.



© Foto: Brunhild von Local / VEM

Wie ging es für Sie nach dem Freiwilligenjahr bei der VEM weiter?

Im April 2014 war mein freiwilliges Jahr in Deutschland beendet und ich bin wieder zurück nach Indonesien geflogen. Zunächst habe ich in meiner Kirche über meine Erfahrungen in Deutschland berichtet. Ich war sozusagen eine Multiplikatorin und habe beispielsweise im Familiengottesdienst über meine Erfahrungen in Deutschland erzählt. Tja, und dann habe ich meine Rückkehr nach Deutschland vorbereitet, mein Visum beantragt, Urlaub gemacht und mich von meinen Freunden verabschiedet. Anfang Oktober 2014 bin ich wieder nach Deutschland geflogen und habe als Au-pair in Bonn gearbeitet und auf drei Kinder zwischen drei und 15 Jahren aufgepasst. Ursprünglich wollte ich ein Jahr dort bleiben, um meine Deutschkenntnisse zu verbessern. Während des Bachelor-Studiums hatte meine Dozentin in Indonesien den Studenten empfohlen, als Au-pair zu arbeiten, um die Deutschkenntnisse zu vertiefen. Es hat mir nicht wirklich geholfen. Meine Au-pair-Familie in Bonn hat mich unterstützt und mich bei meinem Plan zu studieren ermutigt. Nach fünf Monaten habe ich meine Au-pair-Zeit in Bonn beendet und im April 2015 ein Master-Studium Germanistik an der Ruhr-Universität Bochum angefangen.

Nach Ihrem Masterabschluss im Sommer 2018 waren Sie wieder bei der VEM.

Ja, ich wollte die Zeit zwischen Masterabschluss und Ablauf meines Visums nutzen, um einen Einblick in die praktische Presse- und Öffentlichkeitsarbeit einer international operierenden Missionsgesellschaft zu gewinnen. Das zweimonatige Praktikum im Team Kommunikation und Medien der VEM hat mir dies ermöglicht. Ich möchte ja später gerne im Bereich Öffentlichkeitsarbeit arbeiten.

Vielen Dank für das Gespräch und viel Erfolg!



Afrika verstehen, insbesondere ihre Wahlheimat Tansania, das ist für die Sozialpädagogin Caroline Shedafa eine Lebensaufgabe. Und das, obwohl sie seit mehr als einem Jahrzehnt dort lebt, mit einem Tansanier verheiratet ist und durch ihre ganze Familie vor Ort ziemlich dicht dran ist am Puls des afrikanischen Kontinents. Entsprechend wenig Verständnis hat sie dann auch für die selbsternannten schnellen »Afrika-Kenner«, die sich aus ihrer Faszination für Afrika, aus medialen Stereotypen und exotischen Fantasien ein vorschnelles Afrikabild zurechtzimmern. Lasst euch auf Afrika ein, ist ihr Appell, es ist vielfältiger, komplexer und unergründlicher als ihr denkt.

Von Caroline Shedafa

© Foto: Werner Blauth / VEM

MEHR ALS EIN EXOTISCHES ANDERSWO ABSCHIED VON AFRIKA-KLISCHEES UND VORURTEILEN



Ja, es gibt sie noch und zwar zuhauf, die alten Vorurteile: Bilder in den Köpfen, die Afrika größtenteils mit Armut, Krieg, Hunger und Korruption in Verbindung bringen. Die Afrikaner entweder als hilfsbedürftige ausgebeutete Arme oder als korrupte machthungrige Ausbeuter darstellen. Und Afrika als Kulisse von Wildnis und Abenteuer. Die Autorin Elisabeth Wellershaus bringt es im Wochenmagazin Die Zeit gut auf den Punkt: »Mag sein, dass man Afrikas Diversität mittlerweile in der internationalen Kunst feiert und auch in Deutschland einige fleißig über Dekolonisierung diskutieren. Für viele aber bleibt der Kontinent wohl eher diffuser Sammelbegriff für ein exotisches Anderswo. Ein kulturell undefinierbares Gegenüber, an dem man aus sicherer Distanz den eigenen Zivilisationsgrad abmisst.«

Erfreulich sind da die Bestrebungen, ein differenzierteres Afrikabild zu vermitteln. Die Bemühungen aufzuzeigen, dass Afrika zum Beispiel auch Smartphones, Kinos und Shopping Malls hat, Universitäten und Talentwettbewerbe im Fernsehen. Es ist aber nicht verwunderlich, dass in Deutschland noch immer die alten Afrikabilder vorherrschen. Denn der Mensch neigt nun mal zu vereinfachten Bildern, weil die Komplexität der Welt sonst vielleicht erschlagend ist. Entsprechend vermitteln auch die Medien vor allem solche vereinfachenden Bilder. Für Menschen, die sich nie näher mit Afrika beschäftigt haben, sind solche Einstellungen also entschuldbar. Wie aber sind die Vorstellungen und Einstellungen zu Afrika unter den »Afrika-Kennern«? Damit meine ich Menschen, die mehr oder weniger Kontakt zu Afrika haben. Die meisten Deutschen, denen ich begegne, gehören naturgemäß dieser Gruppe an. Ich lebe nun schon seit mehr als zehn Jahren in Tansania. Als Frau eines Tansaniers und Mutter von halbtansanischen Kindern, als »Mzungu« (»Europäerin« oder »Weiße«), die in der afrikanischen Großstadt lebt, betrifft mich das Thema, wie Menschen in Deutschland Tansania und Tansanier wahrnehmen ganz persönlich. Nicht nur im Alltag, sondern auch bei meiner Arbeit für die Evangelisch-Lutherische Kirche in Tansania (ELCT). Es ist schwer, dieses Thema nur von einer Seite aus zu betrachten. Stereotype und Fehleinschätzungen gibt es auf beiden Seiten zur Genüge und sie bedingen sich oft gegenseitig. Wie erlebe ich es nun also, wie Afrika und speziell Tansania wahrgenommen wird?

»Afrika-Kenner«: Euphorie und Betroffenheit

Die Menschen, die mir begegnen sind meistens offener in ihren Vorstellungen und wissen mehr als viele andere. Es sind Engagierte aus Kirchen, Mitarbeitende von Entwicklungshilfeorganisationen und Missionswerken, welterfahrene Freun-

de und Bekannte oder aufgeschlossene Afrika-Reisende. Aber auch in dieser Gruppe erlebe ich viele gängigen Stereotype, zum Beispiel dass Afrikanerinnen und Afrikaner immer zu spät kommen oder dass sie immer ganz automatisch »den Rhythmus im Blut« haben. Da ist sicher was dran, aber man sollte es nicht verallgemeinern.

Es gibt Leute, die glauben, sie wissen fast alles über Tansania, weil sie ein paar Mal hier waren. Und weil sie Dinge abseits der typischen Touristenpfade gesehen haben. Sie schwanken dann oft zwischen Euphorie und Betroffenheit. Die »Afrika-Euphoriker« unter ihnen sind fasziniert vom Land und den Menschen. Ich freue mich, wenn jemand die Schönheit dieses Landes erkennt und den Menschen mit freundlicher Offenheit begegnet. Und sie sagen vielleicht: »Die Menschen in Tansania sind so freundlich und lebensfroh und viel zufriedener als wir, obwohl sie weniger haben.«

Eine andere Gruppe der Afrika-Kenner sind die »Betroffenen«. Sie verstehen sich als Fürsprecher der armen Brüder und Schwestern, die von der Weltwirtschaft und der internationalen Politik unterdrückt und ausgebeutet werden. Dabei muss ich oft feststellen, wie falsch ihre Einschätzungen sind, etwa bezüglich des Levels an Armut.

Auch wenn ich die Euphoriker den Betroffenen vorziehe, so haben sie, wie ich finde, alle eines gemeinsam: Viele von ihnen überschätzen ihr Wissen über das Land und die Leute und sie tendieren dazu, die Menschen nicht in ihrer Ganzheit und Komplexität zu sehen. Oft klingt auch eine Überheblichkeit durch. Diese Überheblichkeit ist es vielleicht, die mich am meisten ärgert.

Die offene oder unbewusste Bevormundung der Menschen in Afrika. Nach dem Motto: Die Tansanier wissen nicht, was gut für sie ist. Dafür gibt es viele Beispiele.

Afrika hat viele gebildete Menschen und Denker, die sich Gedanken über die Zukunft ihrer Länder und ihres Kontinents machen. Elisabeth Wellershaus schreibt weiter: »Es wird suggeriert, dass der gesamte »schwarze Kontinent« dem vermeintlich idealen Vorbild des euro-amerikanischen Westens nacheifern sollte, um sich dorthin zu entwickeln, was wir gemeinhin Zivilisation nennen. Die Schattenseiten der westlichen Moderne werden dabei oft verdrängt.«

Fragt man mich persönlich, so ist mein Appell: »Nehmt Afrika ernst. Nehmt Tansania ernst. In all seiner Komplexität. Verabschiedet euch von den einfachen Vorstellungen oder Beurteilungen. Ein Bekannter hat vor kurzem gesagt: »Ich habe in Tansania viele tolle Leute kennengelernt. Aber auch Arschlö-



Nehmt Afrika ernst. Nehmt Tansania ernst. In all seiner Komplexität. Verabschiedet euch von den einfachen Vorstellungen oder Beurteilungen.



cher.« Dem kann ich mich nur anschließen. Aber wen sollte das überraschen in einem Land mit mehr als 55 Millionen Menschen? Kann es ein Land geben, in dem es keine üblen Leute gibt? Oder ein Land nur mit wunderbaren Leuten?

Afrika ist facettenreich. Afrika ist kompliziert. Und auch Armut und Korruption sind Teil der Wirklichkeit. Wenn man für die Kinder nichts zu essen hat oder keinen Zugang zu ärztlicher Versorgung, hilft einem auch die Lebensfreude nicht weiter. Das System ist ungerecht. Und wir haben die Verantwortung, dagegen anzukämpfen. Mit dem, was in unseren Möglichkeiten liegt. Die Ungerechtigkeit ist sowohl global als auch in jeder Gesellschaft vorhanden. Es liegt in der Verantwortung der Tansanierinnen und Tansanier selbst, diese Ungerechtigkeit in ihrem Land zu bekämpfen. Und es liegt in der Verantwortung der Deutschen, dies in Deutschland zu tun. Wir alle, besonders aus den entwickelten Ländern, sollten uns des unfairen globalen Systems bewusst sein.

Tansania verstehen – eine Lebensaufgabe

Tansania zu verstehen, ist eine Lebensaufgabe. Auch nach mehr als zehn Jahren gibt es so Vieles, was ich nicht verstehe. Viele Dinge erschließen sich erst nach vielen Jahren und durch engen Kontakt und Gespräche mit den Menschen. Zum Beispiel wird Vieles nicht direkt ausgesprochen. Daher fehlt mir oft sogar das Vokabular dafür auf Kiswahili. Ein gutes Beispiel hierfür ist die Haltung zu Beziehungen und zum Sex. Besonders in kirchlichen Zusammenhängen gibt es eine große Diskrepanz zwischen moralischen Vorstellungen und der öffentlichen Darstellung einerseits und der gesellschaftlichen Realität andererseits. Diese Diskrepanz ist nicht zuletzt durch die von den Missionaren importierten moralischen Vorstellungen entstanden. Ein anderes Beispiel ist der Glaube an Übernatürliches und Hexerei. Afrikaner wissen, dass Europäer meistens keinen Zugang zu dem auch in Tansania weit verbreiteten Hexenglauben haben. Daher wird mit Europäern nicht darüber gesprochen. In der offiziellen Kirchengdoktrin ist der Hexenglaube ohnehin verpönt. Aber er bleibt tief verwurzelt in der Kultur.

Neben den Euphorikern und den Betroffenen gibt es übrigens auch noch die Gruppe der »Resignierten«. Sie haben Afrika erlebt und glauben, dass es niemals wirklich bergauf gehen kann. Dass Afrika keine Chance hat. Es gibt viele Herausforderungen in Tansania und ich bin auch besorgt über manche Entwicklungen. Aber ich selbst bin weit entfernt von der Einstellung dieser Menschen, die ich als »Resignierte« bezeichne. Ich sehe, wie die Menschen hier sich dafür einsetzen, dass sich ihr Land positiv entwickelt. Ich sehe die

Fortschritte in den Bereichen Bildung, Infrastruktur und medizinische Versorgung. Und ich sehe eine Mittelschicht, die in Supermärkten einkauft, die ihre Kinder auf gute Schulen schickt und am Wochenende mit ihnen an den Strand oder ins Kino geht.

Häufig bin ich schon gefragt worden: »Warum lebst du so gerne in Tansania?« Eine nicht ganz einfach zu beantwortende Frage. Das Leben in Daressalam ist anstrengend. Das Lebens-

motto lautet: »tunapambana« was man mit »wir kämpfen« übersetzen kann. Die Daressalamer kämpfen gegen Stau und Hitze an. Sie kämpfen, um sich ein Haus und ein Leben aufzubauen, den Kindern eine gute Schulausbildung und gelegentlichen Freizeitspaß zu ermöglichen. Sie genießen die Vorteile des Lebens in einer Großstadt und am Indischen Ozean. Ich bin hier weit davon entfernt, die reiche, allwissende Weiße zu sein. Es gibt so viele Menschen, die mir in Bezug auf Besitz, Einkommen, Bildung oder Weltwissen überlegen sind.

Was macht mich also so zufrieden mit meinem Leben hier? Eins ist wahr: Das Leben hier ist purer und unmittelbarer als in Deutschland. Ob in großem Leid oder großer Freude. Die Gegensätze sind viel sichtbarer. In Europa dagegen scheint das Leben manchmal oberflächlicher und unwirklicher. Die Menschen dort leben in scheinbarer Sicherheit. Hier in Tansania gehört es zum Beispiel zum Leben dazu, dass auch Babys, Kleinkinder und junge Menschen sterben. Hier gibt es jede Menge Verkehrsunfälle und keine Rettungshubschrauber oder Krankenwagen, die in Minuten-schnelle vor Ort sind. Oder man wird von Kindern auf vielbefahrenen Straßen angebettelt und schüttelt doch nur den Kopf, weil man weiß, dass es nicht die richtige Art der Hilfe für diese Kinder ist, ihnen Geld zu geben. All das gehört zum Leben hier dazu.

Auf der anderen Seite gibt es viele Momente großer Zufriedenheit und Leichtigkeit. Momente, in denen man Dinge genießt in ihrer ganzen Fülle. Ein Leben ohne das ständige Gefühl, etwas Bestimmtes leisten zu müssen. Momente, in denen man einfach die Gemeinschaft genießt und sich von Gott getragen fühlt. In diesem Sinne ist man hier in Afrika einfach näher dran am wirklichen Leben. ■



Caroline Shedafa ist Gesundheitswissenschaftlerin und arbeitet als Projektkoordinatorin in der Diakonieabteilung der ELCT. Shedafa war von 2003–2004 VEM-Freiwillige in Lushoto, Tansania. Seitdem lebt sie – mit Unterbrechungen – in der tansanischen Metropole Daressalam.



**»SEID SO UNTER EUCH
GESINNT, WIE ES DER
GEMEINSCHAFT IN CHRISTUS
JESUS ENTSPRICHT.«**

Philipper 2,5



EINE PERSPEKTIVE FÜR DIE ZUKUNFT

Anglikanische Kirche in Ruanda betreut Flüchtlingsfamilien in Kigeme

Von Marion Unger

Über die Hügel am Rand von Kigeme erstreckt sich ein riesiges Flüchtlingslager der UNHCR. Mehr als 12.000 Menschen leben hier, teilweise bereits seit der Flüchtlingswelle aus dem Osten der Republik Kongo im Jahr 2010. Die VEM, die Evangelische Kirche im Rheinland und die Evangelische Kirche von Westfalen unterstützen die Initiativen der Anglikanischen Kirche in Ruanda (EAR) in der Kigeme-Diözese zur Betreuung der Flüchtlingsfamilien, unter anderem den Bau und Betrieb einer Schule.

Die unruhige politische Lage im Grenzgebiet von Ruanda zum Kivu und zu Burundi sorgt immer wieder für Zulauf von neuen Flüchtlingen in den kleinen, auf einer Höhe von über 2000 Metern gelegenen Ort im Distrikt Nyamagabe. 2012 zum Beispiel erreichte eine neue Welle das Lager. Damals kamen vor allem Frauen und Kinder, die sich teilweise allein auf den Weg ins Nachbarland gemacht hatten. Um sie alle unterzubringen stellte die EAR ein Terrain von mehr als vier Hektar zur Verfügung, zusätzlich zu dem gleich großen staatlichen Grundstück.

Manche Flüchtlinge haben sich inzwischen hier eingerichtet. Anfangs wohnten sie in Zelten, heute in halbwegs stabilen Hütten und ziehen Gemüse in winzigen Gärten. Anfänglich

verteilte der UNHCR hier Lebensmittel, heute sind es kleine Geldbeträge. Dadurch blüht jetzt ein kleiner Handel. In den Behausungen herrscht drangvolle Enge. Die Mitarbeitenden der Diözese betreuen rund 80 Haushalte mit jeweils zehn bis 15 Personen in verschiedenen Quartieren mit einer Dorfstruktur. Das Leben spielt sich weitestgehend im Freien ab. Hier tummelt sich, was den einzigen Reichtum der Menschen ausmacht: ihre Kinder.

Nicht alle Bewohner des Lagers sehen Besucher gerne. Wer mit der Kamera in der Hand die unbefestigten Wege entlanggeht, muss zunächst um Verständnis werben, bevor er Szenen aus dem Alltag in dem Flüchtlingslager auf Fotos festhalten darf. Nur die Kleinsten begegnen jedem Gast mit großer Unbefangenheit. Die etwas Älteren halten sich eher schüchtern im Hintergrund, während sich auf den Gesichtern der jungen Erwachsenen, vor allem der heranwachsenden Männer, Skepsis, manchmal unverhohlenen Misstrauen und unterdrückte Wut spiegeln. »Hier schlummert ein großes Gewaltpotenzial«, erklärt einer der Sozialarbeiter, die sich im Auftrag der EAR um junge Leute im Lager kümmern.

Um ihnen eine Zukunftsperspektive zu bieten, setzte die Diözese von Anfang an auf Bildung. Die Gründung einer Schu-



© Foto: Marion Unger / VEM

Das Flüchtlingslager in Kigeme

le war nach einer Grundversorgung mit Lebensmitteln, Medikamenten und einfachen Haushaltsgeräten eine der ersten Initiativen, die die Anglikanische Kirche ergriff. Anfangs hatten die Kinder weder genug Platz zum Spielen noch Spielzeug, von Unterrichtsmaterial ganz zu schweigen. 2009 gegründet gibt es inzwischen ein Schulzentrum mit einem Angebot vom Kindergarten bis zum höheren Schulabschluss für rund 1600 Schülerinnen und Schüler. Nicht ohne Stolz präsentieren Schulleiter und Lehrerkollegium die verschiedenen Altersstufen von Jungen und Mädchen. Sie empfangen Besucher mit Trommelwirbel, Gesang und Tanz, zeigen sich voller Lebensfreude gerne in ihren properen Schuluniformen oder traditionellen Bekleidungen.

Allerdings kann das bunte Bild nicht über augenfällige Unzulänglichkeiten hinwegtäuschen. »Der ständige Mangel an Material stellt uns vor große Herausforderungen«, berichtet einer der Lehrer. Auch die räumliche Situation ist unzureichend und es fehlt an Mobiliar. »Wir haben nur 600 Tische, aber wir brauchen mindestens tausend«, stellt er fest. Dennoch lässt sich das engagierte Team nicht entmutigen. Es setzt auf ganzheitliche Betreuung der Schülerinnen und Schüler. Sie können aus einem breiten Angebot auch von Aktivitäten außerhalb des Stundenplans wählen: Sportarten

wie Fußball, Volleyball und Handball gehören ebenso dazu wie Clubs mit verschiedenen kulturellen Angeboten und praktischen Aufgaben. Zu diesen zählt zum Beispiel der Umweltschutz im Lager.

Nicht nur geistige Nahrung wird den jungen Leuten an der Schule geboten. Schulspeisungen sind ein Ausgleich dafür, dass in den Familien oft Hunger herrscht. Sie erhalten eine gesundheitliche Grundversorgung und Aufklärung, vor allem aber seelsorgerliche Betreuung, denn viele von ihnen leiden unter traumatischen Fluchterlebnissen. Wichtigstes Anliegen der Schule ist es, jungen Leuten Orientierung für die Zukunft und eine Lebensperspektive zu geben. »Wir hoffen, dass wir unsere Ziele erreichen«, meint ein Lehrer. »Wir vertrauen auf Gott, dass er uns dabei hilft.«



Marion Unger ist freie Journalistin.

© Foto: Muzogeye Plaisir Pictures / VEM

ABFALLMANAGEMENT FÜR DEN UMWELTSCHUTZ IN RUANDA

Wenn Abfälle dort sortiert werden, wo sie entstehen, ist ihre weitere Behandlung und Beseitigung einfacher und billiger

Von Richard Madete

Die Metropolen, Städte und Einkaufszentren in Afrika wachsen rasant, doch die hygienischen Bedingungen und die Sanitärversorgung lassen zu wünschen übrig. Abfälle werden nur unzureichend gesammelt, aufbereitet, transportiert, gelagert und entsorgt, mit entsprechenden Auswirkungen auf die Umwelt und die Gesundheit der Menschen. Aufgrund der vielversprechenden Daten zum Wirtschaftswachstum ist damit zu rechnen, dass die Urbanisierung in Afrika weiterhin zunehmen wird.

In Ruanda gibt es noch kein umfassendes System des Abfallmanagements. In der Hauptstadt Kigali und einigen Kleinstädten in ländlichen Gebieten wird der Müll ordnungsgemäß gesammelt. Doch in manchen, selbst kirchlichen, Hotels und Gästehäusern, Gesundheitszentren, Schulen und Ausbildungseinrichtungen sind die sanitären Bedingungen unzureichend.

Auf lokaler Ebene zählen die Verschmutzung von Boden und Wasser, die Ausbreitung von Krankheiten und Gestank zu den Umweltauswirkungen mangelhaften Abfallmanagements und ungenügender Sanitäreinrichtungen. Auf globaler Ebene kann die Anwendung der vier Prinzipien eines umweltschonenderen Abfallmanagements den Energieverbrauch senken, was wiederum zu einem Rückgang der Treibhausgasemissionen führt: »Reducing, Reusing, Recycling, Recovering«, das heißt reduzieren, wiederverwenden, recyceln und zurückgewinnen. Das unzureichende Abfallmanagement führt also nicht nur zu mangelhaften hygienischen Bedingungen, sondern auch zur Zerstörung der Umwelt – wenn zum Beispiel feste Abfälle, die nicht verrotten,

auf kommunalen Flächen landen, die dafür nicht geeignet sind. Die Entsorgung von festen Abfällen ist ein Problem in den städtischen wie auch den ländlichen Gebieten Ruandas.

Um das Problem der Abfallentsorgung anzugehen, führt die Entwicklungsabteilung der Diözesen, der Rural Development Interdiocesan Service (RDIS), in Ruanda das Projekt »Abfallmanagement für den Umweltschutz« durch. An diesem Projekt nehmen Ausbildungszentren, Gästehäuser, Schulen und Gesundheitszentren der Kirche teil. Die Leitungspersonen und Mitarbeitenden dieser Einrichtungen werden dafür eigens geschult, ebenso Personen, die mit ihren Kenntnissen des Abfallmanagements Einfluss auf andere nehmen können. Das gilt besonders für die jungen Leute aus den Umweltschutz-Clubs. Dreißig spezielle Müllboxen und mehrere Exemplare der Richtlinien für das Abfallmanagement wurden an ausgewählte Einrichtungen im gesamten Einzugsgebiet der Kirche in der südlichen und der westlichen Provinz Ruandas verteilt, um möglichst breite Schichten der Bevölkerung zu erreichen. Sie werden auch bald zum Verkauf durch eine der Kirche angegliederte Firma angeboten.

Um eine Lösung für diese Herausforderungen zu finden, entwickelt die ruandische Umweltbehörde (REMA) Strategien, die in Zusammenarbeit mit anderen Akteuren eine korrekte Abfallentsorgung auf Distriktebene sicherstellen sollen. In ländlichen Gebieten wird der organische Müll kompostiert und auf den Feldern verteilt; andere Abfälle werden wiederverwendet oder vergraben. In städtischen Gebieten sorgt die örtliche Verwaltung dafür, dass der Müll gesammelt und in offenen Mülldeponien oder auf Müllhalden entsorgt wird. In

einigen Gebieten wird der Müll zu Kooperativen transportiert. Dort wird er sortiert und organische Abfälle zu Kompost und Briketts verarbeitet. In anderen Gegenden werden die Bioabfälle gesammelt und ein Großteil davon anschließend zur Erzeugung von Biogas verwendet. Dadurch gelangen wesentlich weniger Abfälle in die Umwelt.

Allgemein sind deutliche Verbesserungen bei der Sammlung fester Abfälle festzustellen, doch es bestehen noch erhebliche Defizite bei der Sortierung des Mülls an den Stellen, wo er produziert wird. Die ungenügende Abfallentsorgung stellt immer noch ein beträchtliches Risiko für die Sicherheit und die Gesundheit dar. Der Müll wird auf offen zugängliche Flächen gekippt und auch die Methoden der Müllentsorgung sind unzureichend, was Auswirkungen auf die Umwelt und die Gesundheit haben dürfte.

Die Generaldirektorin der Umweltbehörde REMA, Eng. Coletha U. Ruhamy, erklärte: »Die anstehenden Aufgaben auf dem Weg zu einer umweltfreundlichen Wirtschaft sind eine große Herausforderung und können nur bewältigt werden, wenn sich die ruandische Bevölkerung und alle Partner und Akteure dafür verantwortlich fühlen und sich aktiv beteiligen.« Die REMA arbeitet mit ruandischen Bürgern, öffentlichen Einrichtungen, privaten und zivilgesellschaftlichen Organisationen zusammen und führt darüber hinaus Kampagnen durch, um die Menschen dafür zu sensibilisieren, dass es notwendig ist, den Müll zu trennen – in Haushalten ebenso wie in Betrieben. Im Rahmen dieser Zusammenarbeit ist eines der Ziele des laufenden RDIS-Projekts zum Abfallmanagement, die Bevölkerung zu einer ordentlichen Müllentsorgung zu motivieren; die Abfälle sollen nach Kategorien – im Wesentlichen Biomüll und biologisch nicht abbaubare Abfälle – getrennt werden.

Aus diesem Grund hat der RDIS eine spezielle Abfallbox mit drei Behältern entwickelt: für »Bio- und kompostierbare Stoffe«, für »nicht wiederverwertbare Abfälle« und für »wiederverwertbare Flaschen und Kunststoffe«. Diese Abfallbox wird von einem kirchlichen Ausbildungszentrum, dem Muhanga Youth Technology Center (MYTEC), lo-

kal produziert. Damit sollen auch Beschäftigungsmöglichkeiten für junge Menschen in Ruanda geschaffen werden. Über verschiedene Medien wie das Internet, Flyer und Plakate macht der RDIS darauf aufmerksam, dass es notwendig ist, Müll zu trennen. In Workshops lernen Leitungspersonen und Mitarbeitende kirchlicher Ausbildungszentren, Gästehäuser, Schulen und Gesundheitszentren praktische Techniken des richtigen Abfallmanagements und werden ermutigt, die vier Prinzipien eines umweltschonenderen Abfallmanagements anzuwenden.

Die Abfallhierarchie ist ein Modell für ein nachhaltiges Abfallmanagement, dessen erstes Ziel die Abfallreduzierung ist. Zweitens fordert es dazu auf, Dinge wiederzuverwenden, zu reparieren und wiederaufzuarbeiten, anstatt sie zu einer Müllhalde zu bringen. Drittens sollen Abfälle recycelt und zu nützlichen Stoffen verarbeitet werden: »Was für einige Müll ist, kann für andere ein Rohstoff sein!« Und das vierte R steht für »Recovery« (Rückgewinnung) – Abfallmaterialien in nutzbare Wärme, Strom oder Brennstoff umwandeln, beispielsweise aus Biomasseabfall Briketts gewinnen, die als Brennstoff zum Kochen verwendet werden können. Bei dieser fünfstufigen Hierarchie des Abfallmanagements landen nur wenige Abfälle auf Deponien oder in Müllverbrennungsanlagen.

Dies ist ein Pilotprojekt mit drei Zielen: Leitungspersonen und Mitarbeitende kirchlicher Einrichtungen, die auch für die Hygiene und die sanitären Bedingungen verantwortlich sind, für dieses Thema zu sensibilisieren; die stärker frequentierten Einrichtungen der Kirche mit Abfallbo-



Was für einige Müll ist, kann für andere ein Rohstoff sein.



© Foto: RDIS / VEM

zen zu versorgen, in denen Bioabfälle und nicht abbaubare Stoffe getrennt werden; sowie Richtlinien und Praktiken des Abfallmanagements einzuführen, die die hygienischen und sanitären Bedingungen verbessern. Dieses Projekt im westlichen und südlichen Teil Ruandas wird in Zusammenarbeit mit der Verwaltung des Distrikts Muhanga durchgeführt, die auch für den Umweltschutz und das Umweltmanagement verantwortlich ist. Vor diesem Hintergrund wurden die Workshops zur Bewusstseinsbildung rund um das Abfallmanagement vom Umweltbeauftragten des Distriktes Muhanga, Vedaste Mpagartswenimana, durchgeführt.

In der nächsten Projektphase, wenn das Projekt ausgeweitet wird, könnten Dienstleistungen angeboten werden, beispielsweise die Müllsammlung gegen einen kleinen Betrag und die Verarbeitung von organischen Abfällen zu Kompost und/oder Briketts, die anschließend für wenig Geld an Mitglieder der örtlichen Gemeinschaft ausgegeben werden. Die Sammlung von Müll könnte auch das Trennen und Verkaufen von Wertstoffen wie Papier, Kunststoff, Glas, Textilien und Plastikflaschen umfassen. Damit die Nachhaltigkeit dieses Projekts gewährleistet ist, könnten diese Dienstleistungen von einem RDIS-eigenen Sozialunternehmen erbracht werden.

Die Sammlung von Abfällen würde Arbeitsplätze für viele benachteiligte Jugendliche schaffen, so wie es bereits jetzt durch die Herstellung von Abfallboxen und Plakatständern geschieht. Darüber hinaus würde die Verwendung von Kompost und von Briketts zum Kochen die CO₂-Emissionen jährlich um Tonnen reduzieren. Außerdem könnten die Briketts aus organischen Abfällen in der

Ausweitungphase unseres erfolgreichen und beispielhaften Klimaschutzprojekts (die Verteilung von Energiesparöfen und Keramik-Wasserfiltern in Ruanda) eingesetzt werden: Brennstoffe aus erneuerbarer Biomasse – wie aus Haushalts- oder Agrarabfällen hergestellte Briketts – verbessern die Klimabilanz schneller. Allerdings wäre für diese Ausweitung des Projekts auf jeden Fall eine Investition erforderlich, damit kommerzielle Kompostierungsanlagen und Recycling-Stellen eingerichtet werden könnten.

www.rdis.org.rw/waste-management

Der Rural Development Interdiocesan Service (RDIS) ist eine nichtstaatliche Organisation zur Förderung einer nachhaltigen und ganzheitlichen Entwicklung in vier Diözesen der Anglikanischen Kirche in Ruanda: Butare, Cyangugu, Kigeme und Shyogwe. Diese Kirche ist Mitglied der VEM.



Richard Madete ist Projektmanager bei der VEM in Muhanga, Ruanda.

© Foto: Katja Bähr / VEM

- 1 Reduzieren
- 2 Wiederverwenden
- 3 Recyceln
- 4 Rückgewinnen

Das RDIS-Projekt verdeutlicht mit dieser Abfallhierarchie die vier Prinzipien eines umweltschonenderen Abfallmanagements.

Spezielle Müllboxen mit drei Behältern wurden vom RDIS ausgegeben, um Mitgliedern der Kirche bei der Mülltrennung zu helfen.

© Foto: RDIS / VEM



EINE SCHWUNGVOLLE KRAFT

Von Volker Martin Dally

In der Gemeinschaft der Vereinten Evangelischen Mission finden wir zahlreiche Kulturen, in denen das Alter eine hohe Wertschätzung genießt. Um sicherzustellen, dass auch die Jugend zu ihrem Recht kommt, wurden in die Verfassung der VEM Artikel aufgenommen, die sicherstellen, dass die Jugend mit ihren Anliegen und Ideen berücksichtigt wird. Im Blick auf die kommende Vollversammlung der VEM in Parapat in Indonesien hat dieses System dazu geführt, dass sich die Delegierten der VEM mit Fragen der Jugend im Blick auf die Notwendigkeit häufiger Treffen der Leitungsgänge beschäftigen werden.

Der Rat der VEM hat auf Anregung der letzten Jugendvorkonferenz 2016 in Kigali in den vergangenen beiden Jahren einen Vorschlag zur Neuordnung erarbeitet, der vorsieht, dass die Vollversammlung sich in Zukunft alle drei Jahre treffen sollte. Den Rat überzeugte vor allem das Argument der Jugend, dass die Identifizierung mit den Zielen und Inhalten der VEM heute nicht durch Sitzungen erfolge, sondern durch Teilhabe an Programmen und Projekten.

»Niemand verachte dich wegen deiner Jugend; du aber sei den Gläubigen ein Vorbild im Wort, im Wandel, in der Liebe, im Glauben, in der Reinheit«, schreibt der Apostel Paulus im 1. Timotheusbrief, Kapitel 4, Vers 12.

Paulus ermutigt seinen jungen Mitarbeiter Timotheus, nicht aufzugeben, sondern sich dadurch Gehör zu verschaffen, dass er zu einem Vorbild wird. Ein durchaus auch heute eher ungewöhnlicher Gedanke, denn in der Regel wird darüber

geredet, welche Vorbilder die Jugend haben sollte. Und in den vergangenen Jahren wurde, teils mit Erschrecken, festgestellt, dass die großen christlichen Vorbilder der Vergangenheit nur noch eine untergeordnete Rolle spielen. An ihre Stelle seien in Deutschland Stars und Sternchen aus Sport, Mode und Fernsehen getreten. In der VEM nehme ich das anders wahr. Ohne unsere jungen Menschen explizit danach gefragt zu haben, sehe ich in ihrem unermüdlichen Engagement für die Mission Gottes, in Deutschland wie in Asien und Afrika, eine schwungvolle Kraft, die mir tatsächlich zum Vorbild wird. Dafür bin ich ihnen dankbar, auch für ihre kritischen Fragen in den Begegnungen im Freiwilligenprogramm, in der Partnerschaftsarbeit, in Veranstaltungen auf den drei Kontinenten.

Honoré de Balzac schreibt in seinen »Verlorenen Illusionen«: »Doch was aus mir werden wird, das weiß ich nicht mit Gewissheit; Minister oder anständiger Mensch, alles ist möglich.« Wenn die jungen Menschen in der VEM ihren Weg im Vertrauen auf Gott so gehen wie bisher, sehe ich sogar anständige Minister unter ihnen, aber vor allem viele Mitwirkende in Gottes Mission mit Vorbildcharakter. ■



Volker Martin Dally ist Generalsekretär der VEM.



Niemand verachte dich wegen deiner Jugend; du aber sei den Gläubigen ein Vorbild im Wort, im Wandel, in der Liebe, im Glauben, in der Reinheit

Apostel Paulus, Timotheusbrief 4, 12



»ES GÄRT IM BAUCH« ÜBER DAS ABENTEUER, DIE BIBEL IN DIE YALI-SPRACHE ZU ÜBERSETZEN

Von Friedrich Tometten

27. Mai 2018. Apahapsili, ein kleiner Ort im Hochland von West-Papua, Ostindonesien: »Wai-jo hu-je – wai-jo hu-je« (Hinter den Bergen lebten wir, finster war es. Gott hat uns gefunden, hell strahlt jetzt sein Licht!) singen sie im Rhythmus ihrer alten Tanzlieder. Mit Blumenkränzen im Haar und leuchtend farbigen Tragnetzen auf dem Rücken tanzen Frauen und Kinder an der Spitze eines langen Zuges. Hinter ihnen eine Reihe kräftiger Männer. Auf Stangen tragen sie schwere Kisten. Den Zug beschließen rund hundert Gemeindeleiterinnen und Gemeindeleiter in festlichen Gewändern.

Wie einst das Volk Israel die Bundeslade mit den Zehn Geboten nach Kanaan brachte, so tragen sie die in ihre Sprache übersetzte Bibel in einen Festgottesdienst hinein. Eine Kiste voll mit frisch gedruckten 2000-seitigen Yali-Bibeln, eine andere mit einer reich bebilderten 250-seitigen Yali-Kinderbibel. Singend begrüßen Tausende im Schatten von Bäumen versammelte Festgäste den Zug. Mir wird ein meterlanges brennendes Bambusrohr in die Hand gedrückt. Gemeinsam mit meinem Übersetzungsteam entzünden wir damit eine mitten in der Gemeinde aufgepflanzte riesige Fackel. »Hu-wai je-hu – hu-wai je-hu« (Gottes gute Botschaft geht auf wie die Sonne) singt die Gemeinde. Es beginnt eine über dreistündige Feier. Immer wieder tritt jemand aus den Reihen der Gemeinde nach vorn. Einer betet im Wechsel mit der Gemeinde einen Psalm. Auswendig. Eine Frau spricht mit der Gemeinde die Zehn Gebote. Ebenfalls ohne abzulesen. Ein Chor nach dem anderen tritt auf. Viele haben für diesen Tag ein Lied gedichtet. Alle bringen zum Ausdruck: Gottes Botschaft ist uns nicht fremd – oder wie sie es in ihrer eigenen Sprache sagen: »Die Allah Wene hat unsere Herzen gegessen!« Als ich gemeinsam mit dem Übersetzungsteam schließlich eine Bibel erhebe, um sie der Gemeinde zu überreichen, wogt eine Gruppe von Tänzern heran und umkreist die Gemeinde. Das Klirren ihrer Pfeilbündel und ihre Freudenschreie vermischen sich mit dem Gesang der Gemeinde: »Was dem Bauern der Grabstock und dem Jäger Pfeil und Bogen, das ist uns die Allah Wene!«

Beginn der alttestamentlichen Übersetzung

1991 hatten mich einige führende Yali gebeten, mit ihnen das Alte Testament zu übersetzen. Die Bibel ist für sie wie ein Spiegel ihres eigenen Lebens mit all ihren Fragen, ihrem Kampf ums Überleben, ihrer Sehnsucht nach gesundem Leben. »Das kneift uns in unserem Bauch, wenn wir es lesen«, sagten sie und ließen nicht locker, bis wir uns zu den ersten Übersetzungsübungen zusammensetzten. Ein Abenteuer! Denn ein Verb hat bis zu 1.000 verschiedene Verbformen. Wörtliche Übersetzungen klingen wie Kauderwelsch: »Wir erschießen sie denkend sind sie gekommen sollst du sagen hat er gesagt dieses uns mitzuteilen ist er gekommen« – soll heißen: »Er schickte uns die Nachricht vom Angriff der Feinde.« Vor allem aber gibt es keine abstrakten Begriffe, kein Wort zum Beispiel für Liebe, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit.



Jeder bekommt eine neue Bibel überreicht.

Also lernte ich von ihnen, dass man in ihrer Sprache nicht trauert (zu abstrakt!), sondern »es gärt im Bauch«. Man erteilt keinen Auftrag (zu abstrakt!), sondern »man drückt jemandem den Grabstock in die Hand und sagt ihm, er solle den Garten gut bestellen«. Diese Sprache nötigt dazu, konkret und anschaulich zu sprechen. Erlösung ist »das Lösen des Bandes, mit dem meine Hände gebunden sind«. Da man viele Dinge, von denen in der Bibel die Rede ist, im Hochland von Papua nicht kennt, wird der junge Wein, den man auf keinen Fall in alte Schläuche füllen soll (Markus 2,22), zum »frischen Wasser«, das man nicht »in brüchigen Bambusrohren« aufbewahren soll.

Übersetzungen in die Yali-Sprache können nur in tage- und nächtelangen Palaverrunden entstehen. Sie müssen auch auf Präzision und Treue zu den biblischen Ursprachen – Hebräisch, Aramäisch und Griechisch – wie auf Verständlichkeit geprüft werden. Das machte den Übersetzungsprozess zu einer breiten Bewegung, an der Hunderte beteiligt waren. Wenn ein Buch der Bibel übersetzt war, kam der ein oder andere Yali und bat um einen Vorabdruck – oft nach tagelangen Märschen durch die dichten Bergwälder. Ich stand oft nächtelang, um mit einer einfachen Matrizenmaschine Tausende Seiten abzuziehen, die ich zu kleinen Büchern band. In Predigten, Bibelarbeiten und Nacherzählungen der Texte hörten wir, wie weit sie verständlich waren, ob vielleicht andere Begriffe genommen wurden, als wir sie gewählt hatten. Das trug wesentlich zur Qualität der Übersetzung bei. Und: Dieses Buch war von Anfang an ihr eigenes. Die meisten Texte wurden im Laufe der Jahre sieben-, achtmal redigiert, bevor die Indonesische Bibelgesellschaft die letzte Korrektur vornahm.

Sammlung von Mythen und Märchen

Während der Übersetzungsarbeiten hatten meine Yali-Kollegen immer wieder ausgerufen: »Das kennen wir aus den Erzählungen unserer Väter und Mütter!« Ein ums andere Mal entdeckten sie Berührungspunkte zwischen dem biblischen Stoff und ihren mündlich überlieferten Traditionen. Sie fingen an, sie zu sammeln und aufzuschreiben. Es entstanden Märchenbücher und Mythensammlungen. Allmählich wuchsen die Freude an den reichen Ausdrucksmöglichkeiten der Yali-Sprache und das Gespür, nur in der eigenen Sprache wirklich zu Hause sein zu können. In den 200 über die Berge und Täler verstreuten Yali-Gemeinden fingen Männer und Frauen an, Lieder in ihrer eigenen Sprache zu texten. Ein umfangreiches Yali-Kirchengesangbuch ist heute neben der Bibel das beliebteste Buch. Nicht zuletzt ist der Wunsch, die Bibel lesen zu können, ein starkes Motiv, Alphabetisierungskurse zu besuchen. Nachdem sich zu Beginn der 2000er-Jahre die Grundschulversorgung dramatisch verschlechtert hatte, nahmen Tausende an kirchlichen Lesekursen teil. Da sie in ihrer eigenen Sprache lesen lernen, sind sie oft schon nach zwei Monaten in der Lage, die ersten Texte zu lesen. Grundschüler auf indonesischen Schulen können dies häufig nach sechs Jahren noch nicht.

21.400 gedruckte Yali-Bibeln

Die ersten Versuche, die Bibel in die Yali-Sprache zu übersetzen, begannen bereits in den 1960er-Jahren. Dem Schwelmer Pfarrer Siegfried Zöllner war es in beispiellos geduldiger und sorgfältiger Arbeit gelungen, die Yali-Sprache, die bisher niemand außer den Yali kannte, gründlich zu analysieren. Sie ist mit ihren etwa 100.000 Sprechern eine der am meisten gesprochenen unter den 270 Sprachen West-Papuas. Zöllner übersetzte gemeinsam mit Yali das Neue Testament. 1988 lag es gedruckt vor.

1998 hatte ich mit rund einem Dutzend einheimischer Kollegen etwa die Hälfte aller alttestamentlichen Texte übersetzt. Wir ließen sie gemeinsam mit dem Neuen Testament in einer 1.200-seitigen Ausgabe drucken. Auf Drängen der Yali-Gemeinden wurde die Übersetzung vervollständigt – von 2004 bis 2018. In diesem Jahr wurde sie als die fünfte Komplettbibel unter den vielen Sprachen Papuas in einer Auflage von 14.400 Exemplaren gedruckt. Gleichzeitig erschien die Yali-Kinderbibel in einer Auflage von 7.000 Büchern. Finanziert wurden die Drucke durch die Evangelische Kirche in West-Papua, die Weltbibelhilfe, die Indonesische Bibelgesellschaft, das Evangelische Bibelwerk im Rheinland, die von Cansteinsche Bibelanstalt in Westfalen, den Kirchenkreis Schwelm und Lokalregierungen in Papua.



Andrikus Mofu, der Leiter der evangelischen Kirche in Papua, präsentiert die neue Bibel.

Mit lautem »wah, wah, wah« bedankten sich die Yali-Gemeinden für die Bibel, die sie auch gerne ihre geistliche Speise nennen, in ihrer Sprache »Gottes Süßkartoffel«. »Wie Jesus die Süßkartoffel brach, um sie mit seinen Jüngern zu teilen, so wollen auch wir mit unseren Geschwistern in Afrika und Europa teilen«, sagten sie und überreichten uns am Ende des Festgottesdienstes einen dicken Umschlag mit 2.000 Euro Spendengeldern für die Vereinte Evangelische Mission. Wir dankten mit einem lauten »wah, wah, wah«, überwältigt davon zu erleben, dass die Allah Wene auf ein fruchtbares Stück Land gefallen ist.



Friedrich Tometten ist Studienleiter im VEM-Bildungszentrum Wuppertal.

INTERKULTURELLE SEELSORGE BEREICHERT UND VERBINDET

Solinger Krankenhausseelsorgerin tauscht sich mit afrikanischen Kollegen aus

Von Astrid Klumb

16 Seelsorgerinnen und Seelsorger aus sechs Nationen und zwei Kontinenten machten sich Ende April auf den Weg nach Nykahanga in der Karagwe-Diözese der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Tansania, um an einem interkulturellen Workshop in klinischer Seelsorgeausbildung (»Clinical Pastoral Education«, CPE) teilzunehmen. Die VEM gab mit dieser Einladung den Delegierten aus acht ihrer Mitgliedskirchen die Chance, sich in ihrer Praxis neu zu orientieren. Diese Art der Weiterbildung in CPE ist in Tansania schon seit über 40 Jahren etabliert. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass durch bestimmte methodische Impulse und inhaltliche Inputs jeder Teilnehmer die Chance hat, die eigene Praxis zu reflektieren und die eigene Seelsorge-Haltung weiterzuentwickeln.

Der tansanische Moderator und Supervisor Pastor Lermy Rwankomezi schuf eine beeindruckende Atmosphäre von Akzeptanz, Wohlwollen und Ehrlichkeit, sodass die Gruppe gut zusammengearbeitet hat. Ähnlich wie in deutschen KSA-Kursen (Klinische Seelsorgeausbildung) stand uns ein Praxisfeld im Krankenhaus der gastgebenden Karagwe-Diözese zur Verfügung. Täglich wurde aus je einer Kirche das »Bibelteilen« angeleitet, wobei die biblischen Texte bewusst unter seelsorglichen Fragestellungen behandelt wurden, sodass wir auch für die pastorale Arbeit Handwerkszeug erhielten. »Biblische Botschaften mit situativen konkreten Nöten zu verbinden, dürfte den »Storytellers« im afrikanischen Kontext nicht schwer fallen«, so der Supervisor Rwankomezi. Das Singen und Beten trug uns wie ein roter Faden durch diese Woche.

Als deutsche Krankenhausseelsorgerin bin ich dankbar, über so viele (Sprach-) Grenzen hinweg intensiv und vertrauensvoll integriert worden zu sein. Und ich bin tief bewegt von den Erfahrungen der Kollegen, die ihren tagtäglichen Dienst unter oftmals schwierigen gesellschaftlichen Bedingungen in ihren Ländern zu gestalten wissen. Etwa im Umgang mit der Krankheit Aids, mit Epidemien, den vielen Unfallopfern oder auch der vom Genozid gezeichneten Gesellschaft in und um Ruanda. Letztlich ist äußerlich vieles unterschiedlich geregelt auf den Kontinenten und doch überwiegen die Gemeinsamkeiten im seelsorglichen Bereich: Wir als Seelsorgende sind selber das Instrument der Seelsorge und das muss man gut kennen und pflegen.

Der gastgebende Bischof Benson Bagonza gab hierzu in seiner Eröffnungsandacht des Workshops einen beeindruckenden und stimmigen Impuls: In den Seligpreisungen heißt es: »Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.« Leidtra-

gende sind solche, die von einem Unglück getroffen sind, aber auch diejenigen, die bereitstehen, das Leid dieser Menschen mit zu schultern und hilfreich zur Seite zu stehen. Aktuell geht es in unseren Kirchen darum, die Herausforderung anzunehmen und zu gestalten, den Seelsorgerinnen und Seelsorgern in ihren kontextuell unterschiedlichen, aber extrem schwierigen Verhältnissen selbst Seelsorge in Form von CPE-Weiterbildung zu gewähren. ■



Die einzigen Pfarrerinnen des Workshops: Marie Louise Bongiseke Yolo und Astrid Klumb



Astrid Klumb ist Krankenhausseelsorgerin in der St. Lukas Klinik in Solingen.

DARESSALAM

**Gewalt gegen Frauen muss ein Ende haben:
Was sollte die Kirche tun?**

Häusliche Gewalt gegen Frauen und Gewalt gegen Frauen in bewaffneten Konflikten waren Themen eines Workshops in Goma, DR Kongo, den die VEM-Region Afrika Ende Juni veranstaltet hatte. 50 Personen nahmen an dem Workshop teil, der u.a. folgendes Ziel hatte: ein Netzwerk afrikanischer Leitungspersonen aus verschiedenen zivilgesellschaftlichen Organisationen und Kirchen aufzubauen. Während des Workshops stellten die Teilnehmenden fest, dass Frauen immer noch Opfer von Gewalt sind. Auch in kirchlichen Organisationen und Strukturen. Zur Gewalt gegen Frauen in den Kirchen zählt auch die falsche Auslegung biblischer Texte, insbesondere der Paulusbriefe. Diese Auslegung unterstützt die soziale Konstruktion von Geschlecht und schließt Frauen von bestimmten kirchlichen Ämtern aus. Es ist schockierend, dass es immer noch Kirchen gibt, die Frauen nicht ordinieren, und Kirchen, in denen Frauen keinen Zugang zu höheren Positionen in der Kirchenleitung haben. Es ist inakzeptabel, dass Kirchen zu häuslicher Gewalt gegen Frauen schweigen.

MEDAN

**Umsetzung der Ergebnisse der
3. Partnerschaftskonferenz in der Region Asien**

Um die Ergebnisse der 3. Internationalen Partnerschaftskonferenz zum Thema »Enjoy Partnership« (Freude an Partnerschaft) in der asiatischen Region umzusetzen, hatte das VEM-Büro Asien die asiatischen Partnerschaftsbeauftragten eingeladen. 14 Partnerschaftsbeauftragte (aus VEM-Mitgliedskirchen in Indonesien, Philippinen, Hongkong und Sri Lanka) waren der Einladung nach Medan gefolgt. Während

WUPPERTAL

**Summer School: »Erwachsenenbildung im
kirchlichen Kontext«**

»Internationale Erwachsenenbildung« war das Thema der Summer School, die die VEM vom 8. bis 18. Juli in Wuppertal veranstaltete. Diese Fortbildung sollte Impulse und Kompetenzen für die Schulung von Mitarbeitenden in der Erwachsenenbildung vermitteln. Die 17 Studierenden und Mitarbeitenden aus VEM-Mitgliedskirchen und Partnerorganisationen kamen aus Sri Lanka, Indonesien, Südafrika, Ruanda, Tansania, der Demokratischen Republik Kongo und Deutschland. Diese Internationalität bot die Möglichkeit, über unterschiedliche Ansätze und Herausforderungen der Erwachsenenbildung in verschiedenen Kontexten zu diskutieren. Die Teilnehmenden brachten nicht nur vielfältige

Am Ende des Workshops wurden Empfehlungen für die VEM-Mitgliedskirchen verabschiedet: Jesu Botschaft und Handeln hat die Würde von Frauen verteidigt. Daher sind alle Christinnen und Christen gerufen, ihre Stimme gegen jegliche Form von Gewalt gegen Frauen zu erheben. Kirchenleitungen und Pastoren sollten ihre Position dazu nutzen, für Frauen einzutreten, die Opfer häuslicher Gewalt sind. Sie sollten in Theologie und Predigten Gewalt in der Gesellschaft entgegentreten, indem sie klar verkünden, dass Gewalt gegen Frauen ein Ende haben muss.



des viertägigen Seminars vom 23. bis 26. Juli auf der indonesischen Insel Sumatra identifizierten die Partnerschaftsbeauftragten Probleme und Bedürfnisse der Mitgliedskirchen innerhalb der Partnerschaftsarbeit und erstellten einen Aktionsplan zur Umsetzung der Empfehlungen der 3. Internationalen Partnerschaftskonferenz. Ein weiteres Ziel des Seminars war es neue Formen der Partnerschaft – bilaterale, trilaterale oder institutionelle Partnerschaften – zwischen den Kirchen zu entwickeln.

Während des Seminars tauschten sich die Teilnehmenden rege über ihre Partnerschaftserfahrungen aus.

berufliche Erfahrungen und ganz unterschiedliche kulturelle Aspekte ein, sondern auch ihr großes Engagement in der Erwachsenenbildung. Neben Bibelarbeiten boten die einzelnen Fortbildungstage Referate zu verschiedenen Themen, zum Beispiel: meine eigene Lernbiografie, Lerntraditionen in verschiedenen Kulturen und Situationen, Einführung in die Erwachsenenbildung. Diese Themen wurden mithilfe unterschiedlicher Lehr- und Lernmethoden bearbeitet. Die Teilnehmenden sollten verschiedene Lernmethoden kennenlernen und so die für ihren eigenen Kontext passenden Methoden ermitteln. Am letzten Tag der Fortbildung präsentierten sie ihre Projektpläne für die Erwachsenenbildung in ihren eigenen Kirchen und Organisationen und diskutierten in der Gruppe darüber. Die Summer School wurde bereits zum zweiten Mal von der VEM organisiert.

© Poster-Gestaltung: Juan González / MediaCompany – Agentur für Kommunikation GmbH

»DIE MISSION HAT MICH AUS DER ENGE HERAUS IN DIE WEITE GEFÜHRT«

Eindrücke aus der Schwesterngemeinschaft

Von Erika Bogatzki

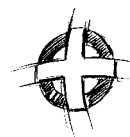
Vor mir liegt unsere Adressenliste. Wenn ich alle Schwestern zu Hause besuchen wollte, hätte ich viel zu tun: Es ginge von Lübeck im Norden mit vielen Zwischenstationen vor allem in Nordrhein-Westfalen über die Schweiz, Kenia und die Demokratische Republik Kongo bis nach Südafrika im Süden, von Indonesien im Osten über Hongkong bis nach Großbritannien im Westen. Ich träfe Frauen in ganz unterschiedlichen Lebenssituationen: Die jüngeren stehen noch voll im Berufsalltag, leben mit Mann und zum Teil mit Kindern zusammen. Oder sie sind alleinstehend. Oder die Kinder sind schon aus dem Haus. Viele sind im aktiven Ruhestand, kümmern sich – wenn vorhanden – um Enkelkinder, engagieren sich in der Gemeinde, in der Flüchtlings-, Frauen- oder Seniorenarbeit. Wieder andere sind alt geworden. Sie können nicht mehr so, wie sie es gerne möchten.

Alle haben spannende Geschichten zu erzählen: über einen Auslandsaufenthalt von nur wenigen Monaten oder vielen Jahren, über berufliche oder ehrenamtliche Tätigkeiten, die mit der VEM in Verbindung stehen. Nicht alle von uns waren in Afrika oder Asien. Auch im Bürohaus gab und gibt es wichtige Dienste. In gewisser Weise repräsentieren wir die jüngere Geschichte der VEM: Die ältesten Schwestern erinnern sich noch an die Ausbildung in der Mission, die damals junge, unverheiratete Frauen auf einen lebenslangen Einsatz in Afrika oder Asien vorbereitete. Andere erzählen davon, wie es war, die Tracht abzulegen und Rentenansprüche durchzusetzen. Inzwischen können auch Frauen, die im Rahmen der Internationalisierung der VEM nach Deutschland kommen, in der Schwesterngemeinschaft eine Heimat finden. Hier treffen sie andere, die das Gefühl der Fremdheit kennen. Einige sprechen vielleicht sogar ihre Sprache, kennen ihr Land. Das tut manchmal gut. So unterschiedlich wie unsere Geschichten sind auch unsere Charaktere, unsere Glaubenserfahrungen, unsere Frömmigkeitsstile. Diese bunte Vielfalt ist uns wichtig. »Die Mission hat mich aus der Enge heraus in die Weite geführt«, sagen nicht wenige. »Ich bin toleranter geworden.«

Dabei ist Toleranz keinesfalls mit Unverbindlichkeit oder gar Beliebigkeit zu verwechseln. Wir haben uns versprochen, unser geistliches Leben wichtig zu nehmen, regelmäßig füreinander und für die VEM-Gemeinschaft zu beten und unsere interkulturelle Kompetenz in unserem persönlichen Umfeld fruchtbar zu machen. Bei der Fürbitte unterstützt uns unsere Gebetsordnung. Es ist gut zu wissen, dass da mittwochs mein Name steht. Tag für Tag lädt das kleine Heft dazu ein, an liebe und vertraute Schwestern zu denken, aber auch an andere, die ich kaum oder gar nicht kenne. Gleiches gilt für die Mitgliedskirchen der VEM und deren Umfeld sowie für die Arbeit der VEM im Allgemeinen.

Aus Fürbitte wird immer wieder auch praktisches Engagement. Das können Kleinigkeiten sein, die oft große Wirkung haben: Da meldet sich eine Schwester, von der ich eigentlich eher wenig weiß, bei mir: »Ich habe gehört, dass du länger krank bist. Wie geht es dir? Ich möchte gezielter für dich beten.« Das gibt Kraft. Andere erfahren Hilfe, wo nahe Angehörige fehlen oder nicht die Möglichkeit haben, sich zu kümmern: ob es nun im Krankheitsfall um Haushalt und Garten geht oder um Unterstützung bei der Regelung von Pflege und / oder Umzug in ein Seniorenheim. Oder es kommt einfach mal ein Anruf, eine Mail, eine WhatsApp-Nachricht, die den Alltags-trott unterbrechen und zeigen, dass niemand vergessen wird.

Wenn wir uns treffen – zweimal im Jahr in den Regionalgruppen, einmal im Jahr zum Schwesterntag (der eigentlich ein ganzes Wochenende dauert), dazwischen im Vorstand, nach Verabredung auch in Urlaubsgemeinschaften – werden immer Nachrichten ausgetauscht, die dann wieder unsere Gebete prägen. Vom 12. bis 15. Oktober ist der diesjährige Schwesterntag in Bielefeld-Bethel. Frauen, die uns gerne näher kennenlernen möchten, sind besonders am Freitag und am Samstagmorgen herzlich willkommen. Auch bei den Regionaltreffen freuen wir uns über interessierte Gäste. Informationen gibt es bei Kerstin Weber, Telefon (0202) 890 04-312. ■



Erika Bogatzki ist Vorstandsmitglied der Schwesterngemeinschaft.

TRAINING FÜR START-UPS AUF JAVA

Von Sabine Schneider

Mit rund 141 Millionen Menschen ist Java in Indonesien die bevölkerungsreichste Insel der Welt. Große Ballungsräume findet man rund um die Hauptstadt Jakarta im Westen, dazu die Großstädte Surabaya, Bandung und Yogyakarta im Osten. Außerhalb der Städte ist die Region landwirtschaftlich geprägt. Charakteristisch ist der Anbau von Reis, Mais, Cassava und Palmölplantagen.

Jugendliche aus den ländlichen Regionen wandern auf der Suche nach Zukunftsperspektiven oft in die großen Städte ab, denn die Jugendarbeitslosigkeit ist hoch. Die Christliche Kirche Nord-Mittel-Java wirkt diesem Trend entgegen. Sie setzt sich für junge Menschen in ihren Gemeinden ein. In leer stehenden Gebäuden der Kirche wurde ein Trainingszentrum mit Schulungsräumen und Werkstätten eingerichtet. Schulabsolventen und andere Interessierte lernen hier die auf Java seit Jahrhunderten beheimatete Batikkunst. Traditionell gefertigte Batikstoffe sind in Indonesien gefragt, sie werden zu Gottesdiensten und bei Festen getragen. Die Bewahrung alter Kulturtechniken und der Aufbau neuer Gewerbebetriebe gehen hier eine zukunftsweisende Verbindung ein. Die Batikstoffe werden im Laden des Zentrums verkauft. Ziel ist es, dass sich hier ausgebildete junge Menschen später selbstständig machen und weitere Arbeitsplätze schaffen.

Zum Trainingszentrum gehört auch eine Werkstatt für Autos und Motorräder. Der Bedarf an Mechanikern ist hoch, denn auf Javas Straßen sind unzählige Motorräder und eine wachsende Anzahl von Autos unterwegs. Eine gut organisierte Werkstatt ist eine zukunftssträchtige Einkommensquelle.

Im ländlichen Bereich werden Lebensmittel und Artikel des täglichen Bedarfs über kleine Geschäfte vertrieben. Um diesen Handel zu professionalisieren, hat die Kirche im Trainingszentrum einen Laden eingerichtet, der von ehemaligen Schülern in Eigenregie betrieben wird. Sie lernen Planung, Einkauf, Kalkulation, Sortimentsgestaltung, Marketing und Buchhaltung im Echtbetrieb. Dabei werden sie in der Einführungsphase von einem Trainer betreut. Ziel ist es, die Lernenden nach der Ausbildung in die Selbstständigkeit zu führen. So entstehen neue Arbeitsplätze in der Region und die Landflucht der jungen Generation nimmt ab.

In allen Bereichen wird besonderes Augenmerk auf die Vermittlung von Managementkompetenzen gelegt. Denn für den Erfolg in der Selbstständigkeit reichen handwerkliche Fertigkeiten allein nicht aus. Kreativität bei der Entwicklung von neuen Geschäftsideen sind ebenso wichtig wie eine solide Planung, ein preisbewusster Einkauf, die Marktanalyse, der Aufbau von Vertriebskanälen und Werbung für die eigene Sache.

Das Trainingszentrum ist eine zukunftsweisende Initiative der Kirche, die zur Entwicklung des ländlichen Raums beiträgt und jungen Menschen Zukunftsperspektiven ermöglicht. ■



Sabine Schneider arbeitet im Team Projekte und Spenden der VEM.

© Fotostudio Kepper / VEM



© Foto: Debora Suparni / VEM

AUSSTELLUNGSTIPP: DEUTSCHES HYGIENE-MUSEUM DRESDEN

Wie kamen Gegenstände aus Afrika, Asien oder Ozeanien während der Kolonialzeit in europäische Museen?

Von Christoph Schwab

Wie kamen Gegenstände aus Afrika, Asien oder Ozeanien während der Kolonialzeit in europäische Museen? – Das ist nur eine der Fragen, die in der Ausstellung »Rassismus. Die Erfindung von Menschenrassen« im Deutschen Hygiene-Museum derzeit gestellt wird. Es ist aber auch eine Frage, die nahezu alle Einrichtungen in Europa und Nordamerika bewegt, die eine Sammlung mit derartigen Gegenständen aus dieser historischen Epoche ihr Eigen nennen. Das gilt auch für die Archiv- und Museumsstiftung der VEM. Sie war aus eben diesem Grund bereit, ein solches »sensibles Objekt« aus ihrer Namibiasammlung als Leihgabe für die Dauer der Ausstellung nach Dresden zu geben.

Das dort ausgestellte Reibholz und die Astgabel stammen mit großer Wahrscheinlichkeit aus dem Familienbesitz des Herero-Chiefs Omuhona Kukuri. Sie wurden vermutlich im Zusammenhang mit dem Ahnenfeuer des Clans benutzt, dem Chief Kukuri vorstand. Alle Handlungen, die mit dem Ahnenfeuer in Zusammenhang standen, waren für die Herero von zentraler Bedeutung: für ihre Verbindung zu den Vorfahren, den verwandtschaftlichen und gesellschaftlichen Zusammenhalt in der Gegenwart und die Fortschreibung ihrer Stammeslinie in die Zukunft.

Unsere Nachforschungen haben bisher ergeben, dass die Dinge zusammen mit weiteren Gegenständen Ende des 19. Jahrhunderts an den rheinischen Missionar Johann Jakob Irle übergeben wurden. Zwar kannten sich Irle und Kukuri bereits über viele Jahre, doch die Gegenstände erhielt der Missionar mutmaßlich erst kurz vor dem Tod des Chiefs, als dieser bereits schwer erkrankt war. Auch die Frage um Kukuris Taufe spielte in diesem Zusammenhang eine Rolle. Alle seine Familienangehörigen waren zu diesem Zeitpunkt bereits Christen. Die genauen Umstände der Aushändigung werden aber wohl nicht mehr vollständig zu klären sein. Der Dialog



Dieses »Sensible Objekt« aus der Namibiasammlung der Archiv- und Museumsstiftung der VEM ist eine Leihgabe für die Rassismus-Ausstellung in Dresden.

mit Experten und Einrichtungen aus den Herkunftsländern über den richtigen Umgang mit Gegenständen dieser Art vor dem Hintergrund ihrer besonderen Erwerbsumstände ist deshalb ein wichtiges Anliegen der Stiftung.

Außerdem zeigt die Dresdner Ausstellung auch die von einem rheinischen Missionar 1905 angefertigte Skizze. Sie zeigt das nach dem Kolonialkrieg von der deutschen Verwaltung für die Herero und Nama eingerichtete Konzentrationslager auf der Haifischinsel. Auch dieses Dokument stammt aus den Archivbeständen der Archiv- und Museumsstiftung der VEM und wird normalerweise in der Dauerausstellung des Museums auf der Hardt gezeigt. ■



Christoph Schwab ist Kurator des Museums auf der Hardt der Archiv- und Museumsstiftung der VEM.

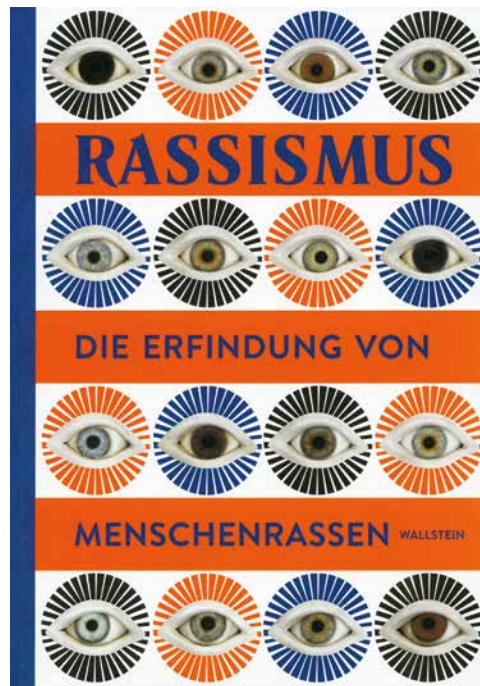
Die Ausstellung »Rassismus« läuft seit dem **19. Mai 2018 bis einschließlich 6. Januar 2019** im Deutschen Hygiene-Museum Dresden, Lingnerplatz 1, 01069 Dresden, **täglich geöffnet von 10 bis 18 Uhr** (außer montags).

Rassismus – Die Erfindung von Menschenrassen

Herausgegeben für das Deutsche Hygiene-Museum von Susanne Wernsing, Christian Geulen und Klaus Vogel für das Deutsche Hygiene-Museum

Wallstein Verlag, Göttingen, 2018
19,90 Euro | ISBN 978-3-8353-3226-3

Bilder sogenannter Menschenrassen prägen das europäische Denken seit mehr als 250 Jahren. Bis heute werden diese Bilder nicht zuletzt auch in den populären Medien reproduziert, um eine Unterscheidung zwischen »uns« und »den Anderen« herzustellen. Der Band zeigt die Methoden und Instrumente, mit denen Wissenschaften Hierarchien zwischen Menschen geschaffen haben. Gegenbilder heben emanzipatorische Ansätze hervor und machen die blinden Flecken unserer Wahrnehmung sichtbar.



IMPRESSUM

Herausgeberin:
Vereinte Evangelische Mission
Gemeinschaft von Kirchen
in drei Erdteilen
Rudolfstraße 137, 42285 Wuppertal
Postfach 20 19 63, 42219 Wuppertal
Fon (02 02) 890 04-0
Fax (02 02) 890 04-179
info@vemission.org
www.vemission.org

Mitglied des Gemeinschaftswerks
der Evangelischen Publizistik (gep)
»VEM-Journal« erscheint vierteljährlich
im Jahr im Verlag der Vereinten
Evangelischen Mission
Jahresbeitrag: 6,50 Euro,
durch Spenden abgegolten.

Redaktion:
Brunhild von Local (V.i.S.d.P.)
von-local-b@vemission.org
Fon (02 02) 890 04-133
Adressänderungen:
Meike Freyth
freyth-m@vemission.org
Fon (02 02) 890 04-194

Gestaltung: MediaCompany GmbH
Björn Wiegmann, Juan González
Auguststraße 29, 53229 Bonn
Druck: Bonifatius GmbH, Paderborn
September 2018; Auflage: 17.200

Für unaufgefordert eingesandte
Manuskripte, Rezensionsexemplare
und Fotos übernehmen wir keine
Haftung.

Aus Gründen der leichteren Lesbarkeit
wird in der Zeitschrift »VEM-Journal«
manchmal die männliche Sprachform
verwendet. Bei allen männlichen
Wortformen sind stets auch Frauen
gemeint.

Diese Zeitschrift ist auf 100%
Recyclingpapier gedruckt.



Vereinte Evangelische Mission
Gemeinschaft von Kirchen
in drei Erdteilen



SPENDENKONTO
Vereinte Evangelische
Mission

KD-Bank eG
Swift/BIC: GENO DE D1 DKD
IBAN: DE 45 3506 0190 0009 0909 08

VERANSTALTUNGSTIPP | 10. November 2018

»SINGING IN THE LIGHT OF GOD«



gemeinsamen Singen am Samstag, 10. November, 14 bis 18 Uhr, in die Erlöserkirche nach Münster (Friedrichstraße 11) ein. Sangesbegeisterte Menschen werden beliebte internationale Kirchenhits ebenso wie weniger bekannte Lieder aus aller Welt einstudieren und gemeinsam auf die Bühne bringen. Beim Abschlussgottesdienst (ab 19 Uhr) in der Erlöserkirche mit Jean-Gottfried Mutoombo werden einige der zuvor geprobten Lieder gesungen.

Die Teilnahme ist kostenlos; Kostenbeitrag für die Noten 5 Euro. Wegen der weiteren Planung schicken Sie bitte Ihre Anmeldung und Ihre persönlichen TOP 3 Songs bis zum 15. September an die VEM:

Jörg Spitzer
Rudolfstraße 137, 42285 Wuppertal
☎ (0202) 890 04-191
(Mo, Mi–Fr: 9–17 Uhr)
@ singingmuenster@vemission.org

»Singing in the light of God. Weltweite beliebte Kirchenhits zum Mitsingen« – unter diesem Motto laden die Evangelische Pop-Akademie Witten, die MÖWe-Regionalstelle und die VEM zu einem



© Foto: Debora Suparni / VEM

PROJEKT

INDONESIEN: JUNGE MENSCHEN BRAUCHEN ZUKUNFTSPERSPEKTIVEN

Nach dem Schulabschluss fragen sich manche junge Menschen in den ländlichen Regionen der indonesischen Insel Java, wie es für sie weitergeht. Ein Studium ist teuer und daher für viele Familien unerschwinglich. Viele verlassen ihre Heimat, um in den großen Städten Arbeit zu finden. Landflucht führt dazu, dass in manchen Dörfern kaum noch junge Menschen leben.

Die Christliche Kirche Nord-Mittel-Java (GKJTU) setzt sich für junge Menschen ein. In leer stehenden Gebäuden wurde ein Trainingszentrum mit Schulungsräumen und Werkstätten eingerichtet. Schulabsolventen lernen hier die auf Java seit Jahrhunderten beheimatete Batikkunst. Die handbemalten Stoffe werden im angeschlossenen Laden verkauft. Der Laden ist gleichzeitig Schulungs- und Verkaufsraum. Er wird von jungen Menschen betrieben, die hier im Alltagsbetrieb lernen, was dazu gehört, einen Laden selbstständig zu führen. Ebenso gibt es eine Werkstatt für Motorräder und Autos, in der eine Mechaniker-Ausbildung angeboten wird.

Alle Ausbildungsangebote haben das Ziel, jungen Menschen eine gesicherte Zukunft zu ermöglichen. Sie erhalten Fertigkeiten und Know-how, um eine eigene Werkstatt oder einen kleinen Gewerbebetrieb zu gründen und weitere Arbeitsplätze zu schaffen.



Bitte unterstützen Sie mit Ihrer Spende die Ausbildung junger Menschen auf Java!

Vereinte Evangelische Mission
Postfach 20 19 63
42219 Wuppertal
IBAN: DE45 3506 0190 0009 0909 08
BIC: GENO DE 31 3303 0000 0000 0000 0000
Stichwort:
Ausbildungszentrum GKJTU

